Norddeutsche Thalia.

Taschenbuch
für Freunde des Theaters
auf das Jahr
1846.

Mit Beiträgen von **Carl v. Holtei, Feod. Wehl, Robert Bürkner, F. W. Markull**
und dem Herausgeber
Karl F. Ottmann.

Danzig.
Theodor Bertling.

Inhalt:

Seite

Eines

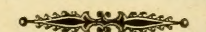
Schauspielers Morgenstunde.

Dramatisches Quodlibet aus Schiller, Shakspere, Voltaire, Göthe, Kleist und Calderon

zusammengestellt

von

Karl von Holtei.



Vorwort.

Diese Kleinigkeit hab' ich auf meinen Reisen oftmals zur Aufführung gebracht, und sie hat in Leipzig, Breslau, Brünn, Wien, Baden, Preßburg, Dresden, Berlin, Riga, Mitau u. s. w. Beifall gefunden. In die kürzlich erschienene Sammlung meiner dramatischen Versuche gehörte eine solche Zusammenstellung aus Bruchstücken großer Dichter deshalb nicht, weil von meiner eigenen Zuthat nicht hinreichend dabei ist, um die Arbeit mein nennen zu dürfen. Da nun aber, mit dem von verschiedenen Schauspielern mir ausgesprochenen Wunsche, auch das Verlangen der Redaktion vorliegenden Buches, welche mich zu einem Beitrage aufforderte, zusammentrifft; und da ich nichts Anderes zu geben hatte; so nehm' ich keinen Anstand, als Kompilator zu erscheinen. Vielleicht ist manchem jüngern Schauspieler damit gedient? Die Folgereihe der ausgewählten Stellen und ihre sich gleichsam ablösenden Effekte, sind durch Erfahrung genügend bestätigt. Nur lasse sich der Darsteller nicht verleiten, in den verschiedenen Charakteren, verschiedene ihm bekannte Künstler, die etwa

Wallenstein, Heinrich, Kottwitz oder Fernando spielen, hier copiren zu wollen. Dergleichen Affenkünste reichen aus, wo wenige Zeilen zitirt werden, wie z. B. in Richard Wanderer, und machen sich dann recht gut. Hier kommt es darauf an, eine innerlich begabte, edle Künstlernatur zur Anschauung zu bringen, die durch Kontrakt und Broderwerb verpflichtet ist in schlechten neuen Stücken zu spielen, während Leib und Seele sich nach reiner Kost sehnen. Deshalb muss eben auch der Vortrag aus dem Innersten herauskommen, vom poetischen Bedürfniss des Augenblicks, um Gotteswillen nicht vom Soufleur diktirt. In der französischen Scene wird die pathetische Manier der Pariser hervorzuheben sein und diese darf wohl an Karrikatur streifen, ohne doch gar zu sehr übertrieben zu werden. Wer keine französische Tragödie aufführen sah und wer nicht fliessend französisch nachzureden versteht, — der wird am Besten thun diese Passage in Göthe's meisterhafter Uebersetzung einzuschalten.

H.

(Das Theater stellt ein Wohnzimmer dar, in welchem es ein Wenig bunt, aber durchaus nicht liederlich, oder unsauber aussehen muss. Bücher, Rollen und andere Papiere liegen auf den Tischen umher; über etliche Stühle sind verschiedene Theater-Garderoben-Gegenstände und Kostüme gebreitet. Im Vordergrunde rechts, eine zierliche Toilette mit allerlei Utensilien. Mitten auf der Bühne ein Ruhebett, auf welchem

Der Schauspieler

in fantastischem Morgenkleide ausgestreckt liegt, eine dicke Rolle, in Händen haltend.)

Ob ich einmal durchkomme, bis es neun Uhr schlägt? Schwerlich: die Rolle ist zu stark, sie nimmt gar kein Ende. Aber was hilft's? Gelernt werden muss sie doch! Heute ist Generalprobe, morgen die erste Vorstellung, und ich weiss noch kein Wort. Also: Kurage! (Nachdem er in der Rolle geblättert.) Verfluchtes Zeug! Wie ein Mensch solches Zeug schreiben kann? Zwar, das begreift sich; denn die jungen Poeten schießen auf wie Pilze nach einem Sommerregen und meiner Meinung zu Folge theilt sich unsere deutsche Jugend gegenwärtig in zwei Klassen: die eine, welche *keine* Tragödien schreibt; — und die andere, welche *allerdings* Tragödien schreibt. — Wie man aber ein

Stück dieser Art zur Aufführung annehmen; wie man uns armen Komödianten zumuthen kann, darin aufzutreten; eine ganze Papierhandlung auswendig zu lernen!? Der Titel schon: „Des Schicksals Nacht und der Tugend Sonne," tragisches Lebensbild in fünf Akten von Hiazinth Spitzmäuseler! — Und dass ich die Tugend symbolisiren soll, chikanirt mich am Meisten. Der lasterhafte Bösewicht hat doch wenigstens einige Abgänge. Aber meiner Partie geht Alles ab. Und dennoch ist sie so korpulent, so schwer, so gewichtig und so nichtig. Doch es muss sein; folglich — (Er beginnt wieder, zu lernen) „Das Schöne ist doch weg, das kommt nicht wieder" — (Nachdem er diese Worte mehrmals flüsternd wiederholt hat) Das kenn' ich schon; die Zeile ist mir bekannt: die muss Spitzmäuseler irgend wo gestohlen haben; denn gehörte sie ihm, so wüsste ich keine Silbe davon. „Das Schöne ist doch weg, das kommt" — ha, das ist ja aus Wallenstein:[1])

„Denn er stand neben mir, wie meine Jugend,
Er machte mir das Wirkliche zum Traum,
Um die gemeine Deutlichkeit der Dinge
Den goldnen Duft der Morgenröthe webend.
Im Feuer seines liebenden Gefühl's,
Erhoben sich, mir selber zum Erstaunen,
Des Lebens flach-alltägliche Gestalten.
Was ich mir ferner auch erstreben mag,
Das Schöne ist doch weg, es kommt nicht wieder,
Denn über alles Glück geht doch der Freund,
Der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt."

Das war Fleck's letzte Rolle: —

» Gut' Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun,
Denn dieser letzten Tage Qual war groß.
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken!« —

Und er ging, den Schlaf zu thun, von dem noch Keiner erstanden ist. O Fleck, warum hab' ich dich nicht geseh'n? — Und wie viele wandeln denn noch unter uns, die ihn bewundert? Immer kleiner wird die Zahl; ein neues, bewegtes Geschlecht tritt auf die Fersen des Scheidenden und der Mime ist vergessen. Denn »schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Preis; doch wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!« — Und so lange Tieck's Werke leben, so lange lebt Fleck in einem hellen, verklärenden Zeugniss. (Sich selbst unterbrechend) — Ja so, ich wollte ja lernen!? Leb' wohl, Fleck, hier ist mein Tagewerk. (Er geht lernend auf und ab.) — Eine verwünschte Brut, diese modernen, jungen Tragöden! Sie sind dem Shakspere durch die Schule gelaufen und haben ihm abgeguckt, wie er sich räuspert und wie er spuckt. — Zum verzweifeln ist dieser Spitzmäuseler, wenn er genial werden will! — Uebrigens von Meister William haben wir auch seit einer Ewigkeit nichts gegeben! Ich hab' den Direktor doch so oft um Heinrich den Vierten gebeten. Mir ist die Rolle an's Herz gewachsen! Ha, der schöne Monolog, wenn die wilden Freunde ihn verlassen und er, mit seinem königlichen Herzen Rath haltend, zurückbleibt: 2)

»Ich kenn' Euch All' und unterstütz' ein Weilchen
Das wilde Wesen Eures Müssiggang's.

Doch darin thu' ich es der Sonne nach,
Die nieder'm, schädlichem Gewölk' erlaubt,
Zu dämpfen ihre Schönheit vor der Welt,
Damit, wenn's ihr beliebt, sie selbst zu sein,
Weil sie vermisst ward, man sie mehr bewund're,
Wenn sie durch böse garst'ge Nebel bricht,
Von Dünsten, die sie zu ersticken schienen.
Wenn alle Tag' im Jahr gefeiert würden,
So würde Spiel so lästig sein wie Arbeit;
Doch seltne Feiertage sind erwünscht,
Und nichts erfreut, wie unverseh'ne Dinge.
So, wenn ich ab dies lose Wesen werfe
Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
Um wie viel besser, als mein Wort ich bin.
Und wie ein hell' Metall auf dunklem Grund,
Wird meine Bess'rung, Fehler überglänzend,
Sich schöner zeigen, und mehr Augen anzieh'n,
Als was durch keine Folie wird erhöht.
Ich will mit Kunst die Ausschweifungen lenken,
Die Zeit einbringen, eh' die Leut' es denken!«

— Diese Reflektion giebt eigentlich keinen brillanten Schluss für die Rede. Oder vielmehr: die ganze Rede ist eine Reflektion. Und doch wird sie dramatisch, wird zur That. Wie soll's nun der Schauspieler machen? Um applaudirt zu werden, wenn er hinausgeht, soll er sich also gebehrden:

»Und wie ein hell' Metall auf dunklem Grund,
(hier folgt eine Pumpen-artige Luftschöpfung, mit obligatem Seufzer!)

Wird meine Beſſ'rung, Fehler überglänzend,
Sich ſchöner zeigen und mehr Augen anziehn,

(Leicht, hingeworfen, mit dem Oberkörper ſich wiegend und beide Arme ſcherzhaft ſchwenkend!)

Als was durch keine Folie wird erhöht!

(Das Wort »keine« vor Folie dreimal unterſtrichen, wie in den ſchönen Lehrbüchern für Deklamation!)

Ich will mit Kunſt die Ausſchweifungen lenken —

(Pauſe! dann ein heftiger Schlag mit der flachen Hand auf die Lende, oder vielmehr auf jene Watte, in welcher ſothane Lende prangt, weil ſie ohne ſelbige Watte eine Elende wäre!)

Die Zeit einbringen, eh' die Leut' es denken!«

(Wüthender Abſturz! Bierkräftiges Bravogebrüll!)

Doch pfui! Zur ſchlechteſten Bande, der Pfuſcher, der ſolche Sünde wider den Geiſt dramatiſcher Wahrheit begeht. So muſſ es heißen:

»Und wie ein hell' Metall auf dunklem Grund,
Wird meine Beſſ'rung, Fehler überglänzend,
Sich ſchöner zeigen, und mehr Augen anzieh'n,
Als was durch keine Folie wird erhöht.
Ich will mit Kunſt die Ausſchweifungen lenken,
Die Zeit einbringen, eh' die Leut' es denken.«

Und ſtill, ganz ſtill und ruhig muſſ er gedankenvoll ſeines Weges gehen! Da wird freilich niemand applaudiren? — Sei's drum! Wenn nur hier drinnen, (Auf ſeine Bruſt deutend) eine Stimme mit gutem Gewiſſen Bravo ſagt! — (Er blickt auf ſeine Rolle, die ihm während der Rezitation des vorigen Monologes aus der Hand gefallen)

Gott erbarm' sich, da liegt mein Hausdrache! Ich hab' heute auch gar keine Stätigkeit und springe immer von Einem in's Andere. Nun soll's Ernst werden. Nun will ich dabei bleiben. Thu' dich auf Schädel, du mußt's doch erlernen, du magst wollen oder nicht. (Er repetirt leise die Rolle.) Was wird denn das? Da ist ja gar ein sechsfüßiger Vers? Da noch einer? Und Reime? So wahr ich lebe, das ist auf Alexandriner abgesehen. Muss den Herrn Spitzmäuseler der Henker reiten? Und was für Alexandriner sind's? Ohne Zäsur, ohne Wohlklang: der wahre Butterfrauen=Trab. Sonst, im Ganzen betrachtet, ist der Alexandriner nicht zu verschmähen und sinnig gebraucht, — so zum Beispiel die schöne Stelle in Göthe's Mitschuldigen:[3])

„Ein schöner Abend war's, ich werd' es nie vergessen,
Dein Auge redete, und ich, ich ward vermessen.
Mit Zittern bot'st Du mir die süße Lippe dar,
Noch fühlt mein Herz zu sehr, wie ganz ich glücklich war!
Da war dein Glück, mich seh'n; — dein Glück, an mich zu denken.
Und jetzo willst Du mir nicht eine Stunde schenken?
Du sieh'st, ich suche Dich, Du sieh'st ich bin betrübt, —
Geh' nur, Du falsches Herz, Du hast mich nie geliebt!

's ist wider Willen, daß man bei Rezitation der Alexandriner immer in einen gewissen französischen Theaterpathos verfällt. Und wieder umgekehrt ist es sehr natürlich, daß ein Volk, welches wie das französische, auch in seinen niedrigsten Ständen so sehr zum Deklamiren sich neigt, für seine Tragödie diese Versform am passendsten finden musste. — Als ich auf einer

Reise nach Paris über die Grenze kam, waren mein Begleiter und ich gerade im lebhaften Streite über das tragische Theater der Franzosen begriffen, und über die Umwälzungen, die demselben bevorstünden. Die Postillons aber geriethen bei'm Umspannen der Pferde ihrerseits in einen andern Streit und Einer derselben rief aus: Monsieur, pas de colère ici! — Da ergriff mein Freund mich bei'm Arme und sprach: an diesen Postillon und seinen pathetischen Ausruf wolle gütigst gedenken, sobald du zum Erstenmale in's Parterre des théatre français trittst; dann wirst du nicht lachen, sondern Leben und Kunstform im Einklang finden! — Er hatte Recht. Er hatte Recht. Und Schade ist es, daß die Romantiker in Paris jene so lange bestehende klassische Herkömmlichkeit umstürzten, ohne eigentlich etwas Besseres an den Platz stellen zu können. Es war gar nicht so übel, wenn Mahomet und Zopir mit einander sprachen: [4])

„Penses-tu me tromper?
— Je n' en ai pas besoin.
C'est le faible qui trompe, et le puissant commande.
Demain j'ordonnerai ce que je te demande;
demain je puis te voir à mon joug asservi:
Aujourd'hui Mahomet veut être ton ami.

— Nous amis! nous? cruel! ah, quel nouveau prestige!?
Connais-tu quelque Dieu qui fasse un tel prodige?
— J'en connais un puissant, et toujours écouté,
qui te parle avec moi.

Qui?
— La nécessité,
ton intérêt!
— Avant qu'un tel noeud nous rassemble,
les enfers et les cieux seront unis ensemble.
L'intérêt est ton Dieu, le mien est l'équité;
entre ces ennemis il n'est point de traité!
Quel serait le ciment, réponds-moi, si tu l'oses,
de l'horrible amitié qu'ici tu me proposes?
réponds; est-ce ton fils que mon bras te ravit?
est-ce le sang des miens que ta main répandit?

— Oui, ce sont tes fils même. Oui connais un mystère
dont seul dans l'univers je suis dépositaire:
tu pleures tes enfans, ils respirent tous deux!

— Ils vivraient!? qu'as-tu dit? ô ciel! ô jour heureux!
ils vivraient?...c'est de toi qu'il faut que je l'apprenne!

— Elevés dans mon camp, tous deux sont dans ma chaine.

— Mes enfans dans tes fers? ils pourraient te servir?

— Mes bienfaisantes mains ont daigné les nourrir.

— Quoi, tu n'as point sur eux étendu ta colère?

— Je ne les punis point des fautes de leur père.

— Achève! éclaircis-moi, parle, quel est leur sort?

— Je tiens entre mes mains et leur vie et leur mort,
tu n'as qu' à dire un mot, et je t'en fais l'arbitre.

— Moi, je puis les sauver? à quel prix? à quel titre?
faut-il donner mon sang? faut-il porter leurs fers?

— Non! mais il faut m'aider, à tromper l'univers;
il faut rendre la Mecque, abandonner ton temple,
de la crédulité donner à tous l'exemple,
annoncer l'Alcoran aux peuples effrayés,
me servir en prophete, et tomber à mes pieds:
je te rendrai ton fils, ... et je serais ton gendre!

— Mahomet, je suis père, et je porte un coeur tendre.
après quinze ans d'ennuis, retrouver mes enfans,
les revoir et mourir dans leurs embrassements,
c'est le premier des biens pour mon ame attendrie!...
Mais, s'il faut à ton culte asservir ma patrie,
ou de ma propre main les immoler tous deux,
connais-moi, Mahomet, mon choix n'est pas douteux!

Adieu! ..." (Er hält inne, weil ihm die Worte fehlen und sucht in der Rolle, die er in Händen hält, den weitern Verfolg.) Ja so! das ist nicht Voltaire, das ist Spitzmäuseler! — Auch gut! — Ha, wenn wir nur Meisterwerke zu lernen und zu geben hätten, dann wären wir beneidenswürdig! — Was da! Geht's den Franzosen auch nicht besser: sie müssen sich auch mit Schund quälen. Und die guten Engländer, — ich glaube, wir spielen immer noch mehr Shakspere als sie.

Hier, der eine Monolog martert mich ganz besonders. Dem eine gute Seite abzugewinnen, werd' ich nicht lernen, wenn ich ihn wirklich erlernen sollte.

»Geh' hin, abscheulicher Tyran, geh' hin!« — Nein; nicht so! Nicht so trotzig. Mehr stolz, mehr verächtlich:

«Geh' hin!«

So. Das war Recht. Mit einer flüchtig abweisenden Geberde. Nun kann er gehen, wohin er Lust hat.

„Der Boden, den Du trittst mit harten Füßen
Seufzt unter Dir. Der Erde trockner Mund
Lechzt ahnend schon nach Deines Blutes Thau.
Bang-bebend beugt bewölkten Bogens Blau
Die dunkle Hülle nieder.“

(Das nennt man eine Aliteration auf B oder Bäh!)

„Nur ein Sturm
Darf sich erheben und Orkane schwellen
Zu Deinem Untergange zürnend an.
O wär's vorbei —“

(Das werd' ich auch sagen, morgen Abend, schon nach dem ersten Akte und sämmtliche Zuhörer mit mir.)

„O wär's vorbei, und dröhnte schon der Sturm“ —

(Wer weiss, welch' ein Sturm aus dem Parterre herauf dröhnen wird?)

„Erhöbe sich die rasende Natur
Zu Deinem Sturze. Jauchzend rief' ich dann:
Roll' rasend, rasender Donner, zertrümm're
Rächend, rasch, rettungslos, riesige Macht
Rauchgethürmte Mauern!“

(Ausrufungszeichen! — Die Stelle möcht' ich einmal von einem Kollegen vortragen hören, der's R nicht aussprechen kann.)

„Weh' mir —“

(Aha, das ist ein Uebergang.)

„Weh' mir! Wonniges Weh' umweh't mich!
Wanken, weich werden will Wuth,

Und der Liebe banger Hauch bricht mein Herz,
Denn ach, ich liebe des Tyrannen Tochter!«

Das ist nun wohl der Punkt, um den sich Alles dreht. Diese Stelle werden wir also ganz besonders herausheben müssen:

„Denn ach, ich liebe des Tyrannen Tochter! —
Dies Wort fällt schwer wie Gold in meine Brust.
Aus eig'nem Munde!«

Dies Wort fällt schwer wie Gold in meine Brust? Das ist mir bekannt. Das Gold ist gestohlen; das ist auch wieder aus einem anderen Stücke. Denn wenn es ein Gedanke aus Spitzmäuselers selbsteignem Vorrath wäre, könnt' er mir nicht bekannt sein. — Ah richtig, das ist aus Heinrich Kleist. Der Prinz von Homburg sagts dem Grafen Sparren. (Plötzlich von einem andern Gedanken ergriffen.) Ja, der Prinz von Homburg! Wenn ich an dies Gedicht denke, übermannt mich jedesmal eine rechte Sehnsucht: Es ist gar zu anziehend, gar zu wunderbar! Wie im Käthchen von Heilbronn die tiefsten und unerforschlichsten Mysterien der Liebe auf Augenblicke vor uns enthüllt scheinen, ohne doch es zu sein, weil ja das Wunder unerforscht weiter wirkt, so entschleiert im Prinzen von Homburg der Dichter den heiligen Raum der Männerbrust, wo die Ehre wohnt. Und was wir dort sehen, dünkt uns ein Phantom, wir wenden erschreckt die Blicke ab, — da erscheint uns der große Kurfürst! Wir begegnen dem alten Kottwitz! Und die Glorie der Kraft, des ritterlichen Muthes umstrahlt ihre Häupter. Nein, es giebt in der gesammten deutschen Theaterliteratur nichts Ergreifenderes, als den

Auftritt wo sie Beide über Subordination streiten, wenn der Herr ihm gütig scheltend sagt: [5])

„Meinst Du, das Glück werd' immerdar, wie jüngst,
Mit einem Kranz den Ungehorsam lohnen?
Den Sieg nicht mag ich, der ein Kind des Zufall's
Mir von der Bank fällt. Das Gesetz will ich,
Die Mutter meiner Krone, aufrecht haltend,
Die ein Geschlecht von Siegen mir erzeugt.“

Und nun Kottwitz, seiner selbst kaum noch Meister, ihm erwiedert:

„Herr, das Gesetz, das höchste, oberste,
Das wirken soll in Deiner Feldherrn Brust,
Das ist der Buchstab Deines Willens nicht!
Das ist das Vaterland, — das ist die Krone, —
Das bist Du selber dessen Haupt sie trägt.
Was kümmert Dich, ich bitte Dich, die Regel,
Nach der den Feind man schlägt? Wenn er nur nieder
Vor Dir mit allen seinen Fahnen sinkt?
Die Regel, die ihn schlägt, das ist die höchste.
Willst Du das Heer, das glühend an Dir hängt,
Zu einem Werkzeug' machen, gleich dem Schwerte,
Das todt in Deinem goldnen Gürtel ruht? —
Der ärmste Geist, der in den Sternen fremd,
Zuerst solch' eine Lehre gab! Die schlechte,
Kurzsicht'ge Staatskunst, die um eines Falles,
Wo die Empfindung sich verderblich zeigte,
Zeh'n andere vergisst im Lauf der Dinge,
Da die Empfindung einzig retten kann.
Schütt' ich mein Blut Dir an dem Tag' der Schlacht
Für Sold, — sei's Gold, sei's Ehre! — in den Staub?

Behüte Gott, dazu ist es zu gut!
Was? Meine Lust hab', meine Freude ich,
Frei und für mich, im Stillen, unabhängig,
An Deiner Tapferkeit und Herrlichkeit,
Am Ruhm und Wachsthum Deines großen Namens.
Das ist der Lohn, dem sich mein Herz verkauft. —
Gesetzt, um dieses unberuf'nen Sieg's
Bräch'st Du dem Prinzen jetzt den Stab, und ich,
Ich träfe morgen, gleichfalls unberufen,
Den Sieg wo irgend zwischen Wald und Felsen
Mit den Schwadronen, wie ein Schäfer, an:
Bei Gott, ein Schelm doch müßt' ich sein, wenn ich
Des Prinzen That nicht munter wiederholte.
Und spräch'st Du, das Gesetzbuch in der Hand,
Kottwitz, Du hast den Kopf verwirkt! So sagt' ich,
Das wußt' ich, Herr, da nimm ihn hin, hier ist er!
Als mich ein Eid an Deine Krone band
Mit Haut und Haar, nahm ich den Kopf nicht aus,
Und nichts Dir gäb' ich, was nicht Dein gehörte!« —

Ist es denn möglich, nach solchen Worten noch das bunte Geschwätz meiner Rolle in den Mund zu nehmen?? Ei was, wir haben einen guten Soufleur! Ich will einmal unser Schicksal in dessen Hände legen.

Aber den Prinzen von Homburg möcht' ich wohl einmal vollendet darstellen sehen!? Ein deutscher Schauspieler, der meines Bedünkens Alles besaß, den schwärmerischen Prinzen lebendig zu machen, der ist begraben, — begraben! Und liegt auf jenem Kirchhofe, wo Göthe modern und Schiller! O Weimar, — Weimar —!

Hoch inmitten edler Geister,
Uns're Zierde, Stolz und Hort,
Unerreichet standen Meister,
Zum Gesetze ward ihr Wort.
Wie von der Erkenntniß Baume
Lernt ihr, was sich ziemt, gefällt,
Und du Stadt im kleinen Raume
Wirst die Lehrerin der Welt!

Dieser Lehrerin geweihter Schüler war Wolff. Er zog aus von dort in's bewegte feindliche Leben, und zur Seite dem großen Ludwig Devrient, der ihn hochachtete und den er vergötterte, verkündete seines Mundes Wohllaut: Preis, Ruhm und Wonne der Meister. Als er aber müde war von den Kämpfen dieser Erde, ging er heim und sagte sterbend: ein Grab gönnt mir neben Euch, daß ich im Frieden schlummern möge! Und dieses Grab, er fand es. — Pius Alexander Wolff! Seiner Leiden waren viele, irdische wie geistige. Sein Streit für Wahrheit in der Kunst war ein ernster, gerechter. Im schwächlichen Körper lebte eines Helden Seele. Aber sie erlag an den Widersprüchen der Zeit und sank, oftmals mißverstanden, von Wenigen ganz erkannt, sank, starb, — ein standhafter Prinz im Glauben.

Ja, der standhafte Prinz war sein Triumph! Ich glaube, Göthe ist es, der irgendwo, wenn auch mit anderen Worten, sagt: Sollte, durch was immer für ein Unglück, einmal die Poesie gänzlich von der Erde verschwinden, doch nur Calderon's standhafter Prinz durch ein rettendes Wunder erhalten werden, so würde

dies genügen, um aus ihm das Verlorene neu zu erzeugen!

Um ihn so zu spielen, wie Wolff, müsste man gläubig sein, wie dieser. Ihm war es ein Gottesdienst, eine Erhebung! — Ist es mir doch, als ob ich ihn vor mir sähe:[6])

„Wie der Sklav' verehren muss
Seinen Herrn, soll's zeigen Dir.
Und da ich Dein Sklave bin,
Vor Dein Antlitz hergerufen,
Diesmal muss ich zu Dir reden;
Herr und König, hör' mich ruhig.
König nannt' ich Dich, obwohl Du
Es in fremder Lehre wurdest.
So erhaben ist der Kön'ge
Göttlichkeit, so unbezwungen,
Daß sie milden Sinn erzeuget.
Darum, mit dem edlen Blute,
Muss bei Dir die Mild' und Weisheit
Auch nothwendig steh'n im Bunde.
Selbst bei'm Vieh und wilden Thieren
Steht auf solcher würd'gen Stufe
Dieser Name, daß das Recht
Der Natur ihm heisset huld'gen
Mit Gehorsam; wie wir lesen,
Daß der Löw' in ungebund'nen
Staaten, des Gewildes König,
Der, wenn er die Stirne runzelt,
Sie mit sträub'gem Haarwuchs krönet,
Milde sei, und nie verschlungen

Hab', als Raub, den Unterwürf'gen.
In dem salz'gen Schaum der Fluthen
Mahlen dem Delphin, der König
Unter Fischen ist, die Schuppen,
Die er silbern trägt und golden,
Auf die dunkelblauen Schultern
Kronen, und man sah wohl schon
Aus der wüsten Wuth des Sturmes
Ihn an's Land die Menschen retten,
Daß sie nicht in's Meer versunken!
Dann der hochgewalt'ge Adler,
Dem die Federn sich zum Busche
In des Windes Sphären kräuseln, —
Aller Vögel, die mit Gruße
Sich der Sonne freu'n, Monarch, —
Mild und edel will nicht dulden,
Daß der Mensch zum Trunk geladen,
Unter reinem Silber schlürfe
Seinen Tod, so den Kristallen
Einer Natter gift'ge Zunge
Beigemischt, und rührt mit Schnabel
Sie, und Fitt'chen trüb' und dunkel.
Unter Pflanzen selbst und Steinen
Seh'n wir abgedruckt die Spuren
Solcher Herrschaft: die Granate,
Die zur Königin berufen
Unter Früchten, sich zur Krone
Ihrer Schale Spitzen rundet,
Läßt, (vergiftet,) die Rubinen
Welken, die an ihr gefunkelt
Und verwandelt in Topasen

Ihre Farbe, matt verdumpfet.
Der Demant, vor dessen Antlitz
Der Magnet selbst seines Zuges
Sich entäußert, um gehorsam
Ihm, als König, so zu huld'gen,
Ist so edel, daß er nicht
Seines Herrn Verrath kann dulden;
Und die Härt', an der vergeblich
Sich gespitzte Griffel stumpfen,
Muss dann in sich selbst zerfallen,
Aufgelöst in feines Pulver. —
Ist nun unter Thieren, Fischen
Vögeln, Pflanzen, Steinen kundig
Solche Königs-Majestät
Des Erbarmens, billig muss es
Auch bei Menschen gelten, Herr;
Nicht die fremde Lehr entschuldigt
Dich dabei; in jeder Lehre
Ist die Grausamkeit verrufen. —
Keineswegs will ich Dich rühren
Mit dem Jammer meines Druckes,
Daß Du mir das Leben gebest,
Welches nicht die Stimme suchet.
Denn ich weiss wohl, ich muss sterben
An der Krankheit, die verdunkelnd
Meine Sinne, durch die Glieder
Matt und frostig mir gedrungen;
Ich weiss wohl, daß ich zum Tode
Wund bin, weil kein Wort die Zunge
Vorbringt, dessen Athem nicht
Wär' ein scharfer Dolch dem Busen;

Endlich, daß ich sterblich bin,
Und daß sicher keine Stunde:
Weshalb auch bei gleichem Stoffe,
Gleiche Formen und Figuren,
So dem Sarge, wie der Wiege
Die Vernunft zu geben wusste. —
Als natürliche Geberde
Pflegt der Mensch, der etwas suchet
Zu empfangen, seine Hände
Zu erheben, so verbunden.
Will er's wieder von sich werfen,
Dann auf gleiche Weise thut er,
Denn der Last sich zu entled'gen,
Wendet er sie blos nach unten.
So die Welt, bei der Geburt,
Zum Beweis', daß sie uns suche,
Will uns in der Wieg' empfangen
Und thut sie zu unserm Schutze
Auf, gewandt nach Oben. Aber
Wenn mit Grimm sie, oder Trutze
Weg von sich uns werfen will,
Wendet sie blos die verbund'nen
Händ' und eben jenes Werkzeug
Tauscht die Form zu dem Behufe,
Denn was Wiege war nach Oben,
Wird zum Sarg', gewandt nach Unten. —
Unserm Tod' so nah' demnach
Leben wir, so eng' verbunden
Haben wir, wenn wir geboren,
Wie die Wiege, so die Grube.
Was erwartet, wer dies höret?

Wer dies weiss, was kann er suchen?
Nicht das Leben wird es sein,
Das ist klar aus gutem Grunde.
Wohl der Tod; um diesen bitt' ich,
Daß der Himmel meinem Wunsche
So willfahren mag, zu sterben
Für den Glauben. Und vermuthest
Du vielleicht, dies sei Verzweiflung,
Weil ich lebe mir zur Buße,
So ist's doch nur Trieb, mein Leben
In des Glaubens rechtem Schutze
Hinzugeben, Gott zum Opfer
Bietend Leib und Seel' im Bunde.
Und so, bitt' ich schon den Tod,
Muss mich jener Trieb entschuld'gen,
Und wenn nicht bei Dir die Milde
Siegen kann, — die Härte suche
Dich zu nöth'gen. Bist du Löwe?
Wohl, so brüll' im grimm'gen Muthe
Und zerstücke den, der Dich
Höhnt, beleidigt und Dir trutzet.
Bist Du Adler? Lass' den Schnabel
Und die Klauen den verwunden,
Der Dein Nest wagt zu zerstören.
Bist du Delphin? so gieb Kunde,
Daß Orkane nah'n, dem Schiffer,
Der das Meer der Welt durchfurchet.
Bist du königlicher Baum?
Zeig' der Heftigkeit des Sturmes,
(Der Gerichte Gottes übet,)
Alle Zweig' entblößt vom Schmucke.

Bist du Diamant, so werde
Gift'ge Wuth, zerstieb in Pulver
Und erschöpfe Dich. Denn ich,
Ob ich noch mehr Qualen dulde,
Ob ich noch mehr Härte sehe,
Ob ich noch mehr klag' im Drucke,
Ob ich noch mehr Noth erlebe,
Ob ich fühle noch mehr Bußen,
Ob ich noch mehr Hunger leide,
Ob den Leib schon diese Lumpen
Nicht bedecken, und ich Wohnung
Hier nur find' im alten Wuste:
Doch im Glauben fest verharr' ich,
Weil er Sonn' ist, die mir funkelt,
Weil er Licht ist, das mich leitet,
Lorbeer, das mir dient zum Ruhme!«

(Während der letzten Zeile, beginnt eine Thurmuhr vier Viertel zu schlagen. Er bleibt mit offnem Munde lauschend stehen und zählt dann die Stundenschläge nach.)

Eins, Zwei, Drei, Vier, Fünf, Sechs, Sieben, Acht, — (Halt!?) Nein, Neun! Nun so schlag' du und der Teufel! Neun Uhr, ich muss in die Probe, und habe meine Zeit vertrödelt und habe nicht gelernt. (Er beginnt, Toilette zu machen und schießt, während er das Nachfolgende in abgerissenen, durch seine Bemühung und Eil' unterbrochnen Sätzen spricht, im Zimmer umher, Kravatte und Weste suchend, vor dem Spiegel die Haare ordnend, seinen Gehrock anlegend, Handschuh' anziehend, Hut bürstend, u. s. w. Die Rolle knöpft er vorn in den Rock, so daß sie auf der Brust ruht.) Mögen die Genien, die mich lockend verführt haben, meine versäumte Pflicht nachzuholen, mich nun auch in Schutz nehmen, wenn der Poet von Heute

wüthet, weil ich seine Verse nicht weiss. An Euch will ich mich halten: Fleck und Wolff, Schiller und Shakspere, Voltaire, Göthe und Calderon, wenn ich auf dem Theater stehe und nicht weiter kann. Flüstert mir dann von Euren Worten zu, und wir Alle werden gut dabei fahren: Publikum, — ich, — besonders aber Spitzmäuseler! Sollte jedoch ein strenges Parterre nicht loben, was wir ihm morgen darbringen; sollten pfiffige und pfeiflustige Zuschauer auf den Gedanken gerathen, uns und Spitzmäuseler mit dem Silberton ihrer Naturinstrumente zu begrüßen, dann — (An der äußern Thüre wird eine Klingel gezogen) Was ist das? Bei mir, ein Besuch, früh um Neun Uhr?? Ist denn heut' der Erste des Monats? — (Er geht hinaus. Die Bühne bleibt einige Sekunden lang leer, dann kehrt er zurück, zwei Briefe in der Hand haltend.) Eine unbekannte Handschrift!? — Und eine bekannte?! Die bekannte ist meines Directors. Wie kommt mir dieser Glanz in meine Hütte? (Oeffnet und lieset.) »Wir geben morgen Egmont; Sie haben Zeit, sich vorzubereiten, weil die heutige Generalprobe ausfällt.« — Träum' ich? Steht das hier schwarz auf weiß? Es ist nicht möglich; es wäre zu viel Glück auf Einmal. Gewiss enthält dies Billet den Widerruf. (Oeffnet und lieset das zweite.) »Mein Herr! Ich sage Ihnen den verbindlichsten Dank für die große Mühe, welche Sie sich mit der Rolle in meiner Tragödie »Des Schicksals Nacht und der Tugend Sonne« geben wollen. Leider war sie verschwendet, denn ich habe das Stück zurückgenommen!« — Zurückgenommen!? Ha, mir fällt ein Stein vom Herzen! (Er knöpft, wie zufällig den Rock auf und die Rolle

fällt zu Boden.) „Die Censur hat einige wichtige Stellen gestrichen, ohne welche die Hauptidee meines Stückes gar nicht klar werden konnte; ich habe es daher vorgezogen, mein Werk zurückzuziehen und verharre mit vorzüglicher Hochachtung, Spitzmäuseler!“ Hurrah! Er verharrt mit vorzüglicher Hochachtung! Er hat vorgezogen, es zurückzuziehen! Vorzüglich! O Censor, nimm meinen gerührten, innigen Dank! Zwar begreif' ich nicht, was an Spitzmäuseler's nüchternem Trauerspiel bedenklich sein könnte!? Aber ich brauch' es nicht zu begreifen, ich will es nicht wissen, es geht mich nichts an! Ich schleudr' es von mir, weit, weit, — und jauchze auf, wie ein freigewordener Löwe! Was schreibt der Direktor? „Sie haben Zeit, sich vorzubereiten?“ Als ob mir im Egmont eine Silbe fehlen würde!? Nein, jetzt geht's zu einem frischen Morgentrunke und das erste Glas bring' ich meinem geliebten Censor, dem Retter aus der größten Noth. Ja, wer noch einmal etwas gegen die Censur vorbringen will, der hat es mit mir zu thun! Es lebe die Censur! (Er geht, kehrt aber sogleich wieder um.) Ich weisſ nicht ob hier am Ort schon jemals der Fall eingetreten sein könnte, daß ein Schauspieler seine Rolle nicht auswendig gewusſt hätte? — Ich will es nicht glauben; aber wenn es wider Vermuthen schon geschehen wäre, so werden Sie, Verehrte, sich gefragt haben: Ja, mein Gott, warum hat denn der Mensch seine Rolle nicht gelernt? Er hat ja doch nichts Wichtigeres zu thun? Er wird ja dafür bezahlt? — Nun hab' ich hier das Beispiel eines Schauspielers vorgeführt, der durch allerlei poetische Extravaganzen an der Erfüllung seiner

Pflicht gehindert wurde und Sie werden nun in Ihrem guten Herzen, — (besonders die Damen; denn das weiss man ja, was für gute Herzen die Damen haben!) — in diesen guten Herzen werden Sie denken: wenn es das ist, was die Künstler abhält zu lernen? Wenn Meisterwerke Schuld sind, daß schlechte Stücke vernachlässiget werden? dann soll den Edlen verziehen sein! — Ich bitte Sie um Alles in der Welt: glauben Sie das nicht. (Vertraulich zum Parterre hinabsprechend.) Wir taugen nichts! Wir lernen unsre Rollen aus Faulheit nicht. Wir geh'n spazieren! Wir verlassen uns auf den da unten. — (Der Soufleur giebt sehr laut das Zeichen zum Fallen der Gardine. Diese beginnt langsam zu sinken und unterdessen werden die letzten Worte gesprochen.) Wir sind nicht werth, — sehen Sie, er will mich nicht ausreden lassen, — wir sind nicht werth, daß uns die Sonne bescheint, wir Schauspieler, würd' ich sagen, wenn ich nicht unglücklicherweise selbst Einer wäre.

Da ich hoffe, daß mancher Schauspieler das vorstehende Monodrama zur Rezitation wählen wird, so füge ich zu seiner Orientirung eine genaue Bezeichnung der Stellen bei, an welchen die citirten Verse sich vorfinden. Denn es ist nöthig, daß der Schauspieler, welcher die Verse richtig sprechen will, auch deren engeren Zusammenhang kenne. — Der Umstand, daß mehre Ausgaben von Göthe's Werken die Uebersetzung des „Mahomet" nicht enthalten, veranlaßt mich, die betreffende Stelle hier folgen zu lassen.

Der Herausgeber.

1. Wallenstein's Tod. Akt 5. Sc. 3.
2. Heinrich 4. Thl. I. Akt 1. Sc. 2. In der Schlegel'schen Uebersetzung.
3. Die Mitschuldigen. Akt 1. Sc. 4.
4. Mahomet. Akt 2. Sc. 5.

Die Göthe'sche Uebersetzung heißt:

Mich wirst du nicht
Betrügen.

Mahomet.

Brauch' ich das? der Schwache nur
Bedarf des Trugs, der Mächtige befiehlt.
Befehlen werd' ich morgen das, warum
Ich heute dich ersuche. Morgen kann ich
Mein Joch auf deinem Nacken sehen, heute
Will Mahomet dein Freund sein.

Sopir.

Freunde? wir?
Auf welch ein neues Blendwerk rechnest du?
Wo ist der Gott, der solch ein Wunder leistet?

Mahomet.

Er ist nicht fern, ist mächtig! sein Gebot
Wird stets befolgt, er spricht zu dir, durch mich.

Sopir.

Wer?

Mahomet.

Die Nothwendigkeit, dein Vortheil!

Sopir.

Nein!
Eh' uns ein solches Band vereinen soll,
Eh' mag die Hölle sich dem Himmel paaren.
Der Vortheil ist dein Gott, der meine bleibt
Gerechtigkeit, und solche Feinde schließen
Kein sicher Bündniß. Welch ein Pfand vermagst du
Zur Sicherheit der unnatürlichen
Verbindung vorzuschlagen? Ist's vielleicht
Dein Sohn, den dir mein Arm geraubt? Vielleicht
Willst du das Blut mir zeigen meiner Kinder,
Das du vergossest?

Mahomet.

Deine Kinder! ja!
Vernimm denn ein Geheimniß, das allein
Ich auf der Welt bewahre! Du beweinest
So lange deine Kinder, und sie leben.

Sopir.

Sie leben! sagst du? Himmel! Tag des Glücks!
Sie leben! und durch dich soll ich's erfahren!

Mahomet.

In meinem Lager, unter meinen Sclaven.

Sopir.

Sie dienen dir? sie, meine Kinder, dir?

Mahomet.

Wohlthätig nährt' ich sie und zog sie auf.

Sopir.

Und du erstrecktest nicht den Haß auf sie?

Mahomet.

An Kindern straf' ich nicht der Väter Schuld.

Sopir.

Vollende! sprich! enthüll' ihr ganz Geschick.

Mahomet.

Ihr Leben ist, ihr Tod in meiner Hand.
Du sprichst ein einzig Wort, und sie sind dein.

Sopir.

Ich kann sie retten? Nenne mir den Preis!

O laß die Bande mich mit ihnen tauschen!
Willst du mein Blut, es fließet gern für sie.

Mahomet.

Nein! komm vielmehr und tritt auf meine Seite.
Durch dein Gewicht befestige das Reich.
Verlasse deinen Tempel, übergieb
Mir Mekka, sei gerührt von meinem Glauben,
Den Koran kündige den Völkern an,
Dien' als Prophet, als treuer Eifrer mir;
Frei ist dein Sohn, ich bin dein Eidam.

Sopir.

Götter!
Zu welcher Prüfung habt ihr mich gespart?
Ja ich bin Vater! Mahomet! ich fühle,
Nach fünfzehn Schmerzensjahren, ganz das Glück,
Das mich erwartete, wenn ich sie wieder
Vor mir erblickte, sie an dieses Herz
Noch einmal schlösse. Gerne wollt' ich sterben,
Von ihren Armen einmal noch umfangen;
Doch wenn du forderst, daß ich meinen Gott,
Mein Vaterland an dich verrathe, mich
In schnöder Heuchelei vor dir erniedrige;
So fordre lieber, daß ich die Geliebten
Mit eignen Händen opfre; meine Wahl
Wird keinen Augenblick im Zweifel schweben.

5. Prinz von Homburg. Akt 5. Sc. 5.
6. Der standhafte Prinz. Abth. 3. Sc. 2. In Schlegel's Uebersetzung.



Dramatische Frauencharaktere.

Skizzirt

von

Feodor Wehl.



1.

Ophelia.

Ophelia ist ein süßes Kind; wenn man sie lange ansieht, muß man weinen. Sie lächelt so melancholisch, es fällt einem der erste Schmerz dabei ein, das erste Weh aus der Jugend: ein gestorbenes Vögelchen oder eine entblätterte Blume. Wenn sie spricht, so ist es, als ob die Schneeglöckchen läuteten; ihr Athem duftet nach Veilchen. Wenn ihre Kleider rauschen, meint man zu träumen; man hat eine Empfindung, als ob der Mondschein einem Mährchen in's Ohr hineinflüstere. — Ophelia ist blaß, aber über ihrer Blässe liegt ein weicher, citronengelber Hauch, der sie wunderbar schön macht. Ihre Gestalt ist zart und schlank; wenn man sein Auge darauf ruhen läßt, kommt es einem vor, als schlüge die Schönheit ihre sehnsüchtigen Wellen darin. Wenn man ihr nahe ist, hört man ihr Herz gehn; es hat einen stillen, geheimnißvollen Schlag, man bekommt das Heimweh davon, man möchte sterben.

Ophelia ist einer der schönsten dramatischen Charaktere, eben so einfach, als wahr, eben so tief, als er=

haben. Die Stille aber, mit der sich die Entsetzlichkeit darin entwickelt, ist wahrhaftig bewundernswürdig.

In jeder menschlichen Seele liegt ein Sumpf von Geheimnissen, mit denen sie geboren worden. Das Dasein führt den Strom des Lebens mit seinen rollenden Fluthen darüber, die oft, wenn sie eingefriedigt dahinfließen, die blühende Lilie der Offenbarung aus diesem Sumpfe über die Oberfläche ihres Spiegels heraussprießen lassen. Dieser Sumpf der Geheimnisse spielt dann nur wunderbar in der Tiefe, wie eine verlorene Welt. Wo aber der Strom des Lebens gehemmt und zurückgehalten, sich nicht mehr über diesen Sumpf ergießt, da gährt er auf und treibt die phantastische Pflanze des Wahnsinns, des Irrthums, der blinden Verzweiflung aus seinem Schooße hervor. Was bricht da nicht Alles herauf an das Licht! Gedanken und Empfindungen, von denen man nie geahnt, daß eine menschliche Seele sie in sich fassen könne.

So ist es theilweis auch bei Ophelia der Fall. Sie ist der Mädchenhaftigkeit nur eben erst entwachsen, die zarte Blume ihres Leibes fängt nur eben erst an in der Jungfräulichkeit ihres Wesens in die Blüthe zu schießen. Es liegt noch jene süße, träumerische Dämmerung in ihr, wie in jenen aufsprossenden Rosen, die im Erschließen noch jedes einzelne Blättchen, wie schützend, über den inneren Kelch ausgebreitet halten.

Ophelia hat noch nie geliebt, Hamlet ist ihre erste Liebe. Liebe wird gelehrt und gelernt, wie Alles in der Welt, denn wie Alles hat auch die Liebe ihr System. Auf zweierlei kommt es hauptsächlich dabei an: auf die Fähigkeiten des Schülers und auf die Methode

des Lehrers. Soll eine Liebe erquicklich sein, so muß einer von beiden Theilen entweder in der Liebe schon ausgelernt haben, oder es muß einer von beiden Theilen wenigstens ein besonderes Genie darin sein, und von selbst, vom bloßen Instinkt und glücklichen Naturanlagen geleitet, das lehrende und leitende Princip darin zu werden, im Stande sein. Es giebt nichts Lächerlicheres, als zwei Menschen, die sich lieben, und von denen keiner dieses besondere Genie besitzt oder keiner die Liebe systematisch durchgemacht hat! Ihre Liebe wird ungeschickt, sie läuft überall an, sie stößt Alles um, sie handthiert mit zwei linken Händen. Ein verliebter Hahn, der sich um eine verliebte Henne bemüht, ist ein erhabenes Schauspiel dagegen!

Die Liebe muß gelehrt werden, soll sie sich aber zur Schönheit gestalten, so muß der Lehrer eine gute Methode, der Schüler ein gutes Auffassungsvermögen besitzen. Leider trifft beides selten zusammen. Die beste Methode verkrüppelt oft an einem unglücklichen Auffassungsvermögen und umgekehrt verkrüppelt ein glückliches Auffassungsvermögen oft in einer schlechten Methode. Ergötzlich ist es manchmal, wenn sich zwei verschiedene Methoden berühren und keine sich unterordnen will. Die Herzen führen dann einen förmlichen Krieg, in welchem es darauf ankommt, welche Methode das Schlachtfeld räumt. Zwei unbesiegbare Methoden arten in Haß aus. Ein scheinbarer Rückzug hat schon manchen unglücklich gemacht; in der Ehe marschirt die Methode von neuem auf, mit klingendem Spiele, flatternden Fahnen und gefälltem Bajonnet.

In der Liebe zwischen Hamlet und Ophelia ist

Ophelia die Schülerin und Hamlet der Lehrer. Hamlet hat viel geliebt; die schönen Wittenbergerinnen wissen von ihm zu erzählen. Er ist aber eigentlich der Liebe überdrüßig, er ist zu fett dafür geworden; er hat nicht gefunden, was er sucht. Was er sucht, ist Ophelia, aber Ophelia hat er zu spät gefunden. Zwar fängt er die Liebe noch einmal vo vorne an: er seufzt, er geht im Mondschein spazieren, er macht Verse, er sucht alte Reime und vergessene Namen heraus, aber, wie schon gesagt, es ist sein Unglück: sein Fett ist ihm hinderlich, er hat einen kurzen Athem. Seine Leidenschaft ist nicht mehr schnell genug, sie watschelt, die Reflexion läuft ihr über den Weg.

Aus diesem Allen und jenen Ahnungen:

„Es taugt nicht Alles: ich vermuthe was
Von argen Ränken.“

würfelt sich in seinem Innern jenes unerquickliche Wesen zusammen, was am enthülltesten und nacktesten in jenem Briefe an Ophelia heraustritt, den Polonius dem Könige und der Königin vorliest, und worin es heißt:

„Zweifle an der Sonne Klarheit,
Zweifle au der Sterne Licht,
Zweifl', ob lügen kann die Wahrheit,
Nur an meiner Liebe nicht.

O liebe Ophelia, es gelingt mir schlecht mit dem Sylbenmaße; ich besitze die Kunst nicht, meine Seufzer zu messen, aber daß ich Dich bestens liebe, o Allerbeste, das glaube mir. Leb wohl!

Der Deinige auf ewig, theuerstes Fräulein,
so lange diese Maschine ihm angehört.
Hamlet.“

Dies unerquickliche Wesen mußte natürlich auf die Methode einwirken, mit welcher er die Ophelia lieben lehrte, die, eine gelehrige Schülerin, von glücklichen Auffassungsgaben, die schleunigsten Fortschritte machte. Sie lernte aber leider nur ihr eigenes Verderben daraus, denn diese Methode ist ohne Zweifel die gefährliche Grundlage ihres späteren Wahnsinns. Grämlich, barock, ohne ruhigen Genuß, ohne logischen Zusammenhang ward ihr die Liebe von Hamlet gelehrt, der müde am Leben geworden, allen Zaubers darüber entnommen, das schreckliche Gelüst in seiner Seele empfand, durch die reine, krystallhelle Lebensfluth Ophelia's hinunter in jenen Sumpf der Geheimnisse zu fassen.

Mehr diesem Gelüst, als allem Unglück, was über Ophelia hereinbricht, erliegt ihre Seele. Sie liebt ihren Vater, wie man eben einen Vater zu lieben pflegt. Sie hätte sich über seinen Verlust getröstet, sie hätte sich satt geweint und am Ende gesagt: ihm ist wohl, dem alten Manne, er wird über das Podagra nicht mehr klagen. Ja, Ophelia hätte auch Stärke genug, Hamlet's Gleichgültigkeit zu ertragen; sie hätte es mit ansehen können, daß Hamlet sie verließ, sie hätte darüber sterben oder eine alte Jungfer, niemals aber wahnsinnig werden können, wenn nicht Hamlet's Methode so verderblich auf sie eingewirkt hätte. Allein in dieser Methode geht Ophelia's Geist zu Grunde.

Ophelia ist nicht sentimental, sie ist eine verschlossene Natur, ein stolzes Wesen. Wie ich sie zu Anfang dieses Aufsatzes geschildert, so muß sie freilich erscheinen, dabei aber streng, etwas keck, mit einem Anflug von Humor; jedenfalls durchaus nicht so, wie ich

sie bis jetzt noch stets auf der Bühne habe darstellen sehn: in einer dumpfen, weinerlichen Stimmung, mit einem gedrückten, ängstlichen Benehmen. Das stimmt nirgends zu ihren Reden. Auf die warnenden Worte ihres Bruders:

Was Hamlet angeht und sein Liebsgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts;
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beständig — süß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labsal eines Augenblicks:
Nichts weiter.

frägt sie: Weiter nichts? Not more but so?

In diesen Worten liegt neben der tiefen Wehmuth doch eine recht lustige Schalkheit. Und die Schalkheit behauptet die Oberhand, denn nach den langen Ermahnungsreden des Bruders sagt sie mit Lächeln:

Ich will den Sinn so guter Lehr' bewahren,
Als Wächter meiner Brust; doch, lieber Bruder,
Zeigt nicht, wie heilvergeßne Pred'ger thun,
Den steilen Dornenweg zum Himmel Andern,
Derweil als frecher, lockrer Wollüstling
Er selbst den Blumenpfad der Lust betritt,
Und spottet seines Raths.

Laertes wird ganz kleinlaut darüber, er sagt verlegen:

O fear me not! (O fürchte nichts!)

Er ist ganz aus dem Concept gebracht; seine ganze Tugendpredigt schlägt sich an ihrem Lächeln entzwei und fällt zertrümmert auf ihn selbst zurück. Er war auf Thränen gefaßt, er dachte leichtes Spiel zu haben. Aber, wie gesagt, Ophelia ist ein stolzes Kind; auch

als ihr Polonius den Umgang mit Hamlet verbietet, als er sagt:

— — — — — Eins für Alles:
Ihr sollt mir, grad heraus, von heute an,
Die Muße keines Augenblicks so schmähn,
Daß ihr Gespräche mit Prinz Hamlet pfleget,
Seht zu, ich sag's euch; geht nun eures Weges.

antwortete sie nichts, als: Ich will gehorchen, Herr. Sie weint nicht, sie ringt nicht die Hände, sie schwört nicht: beim Himmel, ich kann nicht leben ohne ihn, ich werde sterben, wenn ich ihn nicht sehe! Sie sagt nichts, als: Ich will gehorchen, Herr.

Ophelia muß ihre Mutter frühzeitig verloren haben; sie hat eine einsame Jugend gehabt; sie hat im sechsten Jahre mit keiner Puppe mehr gespielt; sie war ein altkluges Mädchen. In ihrer Liebe hängt ihr etwas davon an.

Man hat behauptet, Ophelia habe dem Hamlet Alles geopfert, ihre Liebe, ihr Herz, ihre Tugend, den keuschen Schatz ihrer Jungfräulichkeit. Ich behaupte das Gegentheil. Ich trete für Ophelia in die Schranken, ich werfe den Handschuh für sie hin. Ophelia ist keusch geblieben, denn wenn sie es nicht wäre, müßte sie die ausgemacht schlechteste Dirne sein, die es geben kann. Sie wäre dann frech, entartet, eine ausgeputzte Lüge: man müßte einen Ekel haben vor ihr, die Gassenbuben müßten Spottlieder hinter ihr singen, die alten Weiber müßten mit Fingern auf sie weisen und vor ihr ausspeien. Ich könnt' ihr nicht helfen; ich würde bei Seite gehen und weinen, aber ich würde sagen: es geschieht ihr Recht. Nicht Recht, daß sie ge-

fallen, sondern Recht, da sie ihren Fall beschönigt, da sie ihrer Sünde die Maske der Tugend vor's Antlitz hält.

Sie sagt gleich Anfangs zu ihrem Vater von Hamlet:

Er hat mit seiner Lieb' in mich gedrungen,
In aller Ehr' und Sitte.

Und später:

— — — — — wie ihr befahlt,
Wies ich die Briefe ab, und weigert ihm
Den Zutritt.

Es mag eben nicht schwer sein, den alten Polonius zu hintergehen, ihm ein X für ein U zu machen, aber wenn sie dies thäte und mit dieser Frechheit thäte, so müßte sie eben von Grund aus schlecht sein. Aber nicht dies allein, sie müßte auch noch obenein dumm sein, denn sie glaubt es doch, daß Hamlet aus Liebe zu ihr verrückt geworden.

Polonius.

Verrückt aus Liebe?

Ophelia.

Herr, ich weiß es nicht,
Allein ich fürcht' es wahrlich.

Welcher Liebhaber würde aber aus Liebe verrückt, wenn ihm die Liebe Alles gewährt hätte, was Liebe gewähren kann? Und welche Geliebte würde das glauben?

Aber nein, Ophelia ist weder dumm noch schlecht, sie ist klug und keusch. Sie besitzt jenen weiblichen Stolz, der wie ein Cherub mit dem flammenden Schwert vor dem Paradies ihres Herzens steht. Dieser weibliche Stolz ist es auch hauptsächlich, der den Hamlet immer im Zug erhält, der ihn fesselt und anreizt, für den er

sich aber zuletzt auf so boshafte und unzarte Weise zu rächen sucht, weil er nicht mehr jugendliche Ausdauer genug hat, ihn Schritt für Schritt zu besiegen. Er fängt sich an zu ärgern; die Stärke von Ophelia's Tugend läßt ihn die Schwäche der seinigen fühlen; an ihrem Widerstande wird er seine Ohnmacht gewahr. Das versetzt ihn in üble Laune, das macht ihn grob und ungeschliffen. Daher denn auch alle diese Reden, wie:

— — Habt ihr eine Tochter? — — Laßt sie nicht in die Sonne gehen. Gaben sind ein Segen; aber da eure Tochter empfangen könnte — seht euch vor, Freund.

Dann:

Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht — wiewohl ihr das durch euer Lächeln zu sagen scheint.

Es ist die Geschichte vom Wolf und den sauern Trauben. Es würde schon anders sein, wenn er sagte: und am Weibe auch nicht **mehr**. Aber er sagt nichts, als: man delighst not me, no woman neither.

Auf diese Art erklärt sich auch jene Stelle:

Ophelia.

Mein Prinz, ich hab' von euch noch Angedenken,
Die ich schon längst begehrt zurückzugeben.
Ich bitt' euch, nehmt sie jetzo.

Hamlet.

Nein, ich nicht;
Ich gab euch niemals was.

Ophelia.

Mein theurer Prinz, ihr wißt gar wohl, ihr thatet's:
Und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher

Die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,
Nehmt dies zurück: dem edleren Gemüthe
Verarmt die Gabe mit des Gebers Güt.
Hier gnädiger Herr.

Hamlet.

Ha, ha! Seid ihr tugendhaft?

Ophelia.

Gnädiger Herr?

Dies: Ha, ha! Seid ihr tugendhaft? ist im Englischen: Ha, ha! are you honest? ausgedrückt. Honest aber ist noch etwas anderes, als tugendhaft; tugendhaft im strengen Sinne genommen, würde virtuous heißen; honest bedeutet vielmehr: ehrenhaft, züchtig; honest ist mehr auf das äußere Wesen der Tugend bezüglich, wie virtuous mehr auf das innere derselben.

Spielst du die Züchtige, will Hamlet hier sagen, die Ehrenhafte, du, deren äußeres Wesen der Tugend ich schon besiegt und vernichtet habe? Er ist hämisch; er will sie kränken, und er weiß sehr wohl, wie er das anfangen muß. Er hat nämlich nicht ganz umsonst geliebt, es ist ihm viel Gunst geworden. Er hat ihr das Gewand von den Schultern gestreift, er hat seine glühenden Lippen auf ihre entblößte, schöne, weichquellende Brust gedrückt, er hat den melancholischen Schlag ihres Herzens geküßt. Ophelia ist nicht zimperlich, sie ist nicht prüde gewesen, aber wenn er ungestümer geworden, wenn seine Küsse wilder, verlangender glühten, wenn er im Uebermaß seiner sinnlichen Seligkeit ausrief: Laß mich sterben an diesem Herzen, Ophelia, oder — — — da hat sie ihn von sich geschoben, hat ihn streng angesehen mit den großen, stolzen Augen und

sich eingehüllt in ihr Gewand, während er dastand, wie ein gezüchtigter Knabe. Es hat ihn geärgert, er kann's nicht vergessen. Ha, ha! are you honest? ruft er, are you honest? Im Ton seiner Stimme, im Blick seines Auges muß sich dabei Alles malen, was er in diesen Worten ausgedrückt wissen will. Er will sich brüsten, er will das Spiel umkehren, er will nun Ophelia beschämen. Und es glückt ihm, Ophelia schämt sich, aber weniger ihrer Hingebung, als vielmehr seiner Gemeinheit. Sie wird roth, sie sagt nichts, als: My lord!

Dies ist die Stelle, wo sich ihr Elend anknüpft. An dieser Gemeinheit des Hamlet wird in ihren Augen auch ihre Liebe gemein. Der ätherische Duft verfliegt, der Sommer ihrer Liebe ist hin, der Herbstwind der Reflexion fängt an über die Stoppeln ihres Herzens zu gehen. Sie hat nicht gewußt, was sie gewährte, so lange das Gewährte rein empfangen worden ist; jetzt, da es mit Schmutz beworfen, fühlt sie erst seine Größe; da es zur Waffe wird in der Hand ihres Gegners, fühlt sie erst seinen Werth, seinen Verlust. Deswegen antwortet sie auch, als Hamlet sagt: „Ich liebte euch nicht“ — „Um so mehr ward ich betrogen.“ —

Aber sie sagt das kalt und fest, mit einer stolzen Würde, sie will Hamlet nicht rühren. Hätte aber Ophelia dem Hamlet Alles gewährt, was Liebe gewähren kann, sie könnte und dürfte dann nicht so sprechen; sie müßte weinen und die Hände ringen, sie müßte vor ihm niedersinken und seine Knie umschlingen; sie müßte jammern: Hamlet, erbarme dich mein! Wenn sie dies nicht thut, kann sie entweder nur sehr tugend-

haft oder sehr lasterhaft sein. Ophelia aber ist tugendhaft.

Hamlet indeß, durch die äußere, unbeugsame Ruhe, mit der sie alle seine Beleidigungen aufnimmt, noch mehr gereizt, wird immer unzarter, immer unschicklicher in seinen Reden, besonders in der zweiten Scene des dritten Aufzuges, wo freilich alle seine Seelenkräfte auf's Höchste gespannt, nach keiner Richtung hin im Stande sind Maß zu halten. Ophelia bleibt sich auch hier in allem gleich; sie sieht nur manchmal Minuten lang auf einen und denselben Punkt; um ihre Lippen spielt das weiche, melancholische Lächeln; dann und wann steigt ein Seufzer aus ihrer Brust. Dem rohen und brutalen Betragen Hamlets hat sie nichts, als die wehmüthige Kürze ihrer Antworten entgegenzusetzen, nichts, als die Kälte, den frostigen Ernst ihres Ausdrucks: das ist die ganze Abwehr, deren sie fähig ist. Stolz und lautlos geht ihre Seele durch die Spießruthengasse seines Witzes.

Nicht ihre Schuld macht Ophelia wahnsinnig, sondern im Gegentheil, ihre Unschuld. Hätte sie sich Hamlet hingegeben, sie würde alles Unglück, das über sie einbricht, als gerechte Strafe des Himmels haben ansehen können Sie würde vielleicht hingehen, beichten und Buße thun, sie würde vielleicht in's Kloster flüchten, aber sie würde nicht wahnsinnig werden. Wahnsinnig aber wird sie, weil sie gut, weil sie unschuldig, weil sie keusch ist, wie ihr Gebet, und dennoch vom Unglück verfolgt, vom Schicksal sich überworfen sehen muß. Hamlet hat auf sie eingewirkt, sein grübelnder, wühlender Geist hat sie forschen, fragen, raisonniren

und reflektiren gelehrt: sie will wissen, warum ihr so harte Prüfung, so schwere Leiden zu tragen geworden. Auf dem Wege, die Antwort zu finden verirrt sich ihr Geist, denn er hat die Liebe verloren, die sonst sein Leiter gewesen. Ihre Liebe aber hat sie selbst versto=ßen, sie steht vor der Thür ihres Herzens, aber ihr Herz sagt: ich kenne dich nicht.

Hätte Ophelia ihre Unschuld verloren, ihr Stolz würde gebrochen sein; sie würde ihre Liebe herzen und küssen und sagen: du bist meine ganze Lust, mein Al=les auf Erden. Es ist ein göttlicher Instinct gefalle=ner Frauen, daß sie ihre Liebe bewahren, denn in ihr liegt ja der stille Winkel ihres Paradieses.

Ophelia's Wahnsinn ist musikalisch, die Dissonan=zen ihrer Seele klingen melodisch aus. Es ist kein Rasen und Wüthen, in das sie verfällt, es ist eine stille, leise Wehmuth, ein verhallender Nachtigallenschlag.

Wie herrlich hat doch der Dichter diesen Charak=ter vollendet! Wie ist Alles fest und gefugt darin, nir=gends etwas, das störend wäre. Wie versöhnend sind auch die Worte, die letzten, die Ophelia spricht:

Gott helf' ihm in's Himmelreich!
Und allen Christenseelen! Darum bet' ich! Gott
sei mit euch!

Sie gehen auf wie Sterne des ewigen Friedens, man möchte mit ihnen gehen bis an's Ende der Welt.

2.

Julia.

Daß unsere heutige Bühne sehr arm an wahrhaft großen weiblichen Erscheinungen genannt werden muß, ist etwas, das wir uns nicht verbergen können. Umsonst sehen wir uns nach neuen, originellen Schauspielerinnen um, wir erblicken nichts, als höchstens wohlgebildete Mittelmäßigkeiten, welche die größesten Aufgaben ihrer Kunst nach Traditionen zu lösen versuchen. Die ganze Spekulation ihres Geistes verpufft in dem elenden Feuerwerk einiger brillanten Effekte, ohne die Kraft zu besitzen einen vollständigen Charakter in ein neues und überraschendes Licht zu setzen. Ihr Talent ist gewohnt in die großen Rollen eines alten Repertoirs, wie in ein meublirtes Zimmer zu treten, in dem es sich heimisch machen will. Die Vorgängerinnen haben Sessel, Tische und alle nöthigen Dinge hineingeschafft, die zurecht zu rücken und ein wenig anders zu stellen nicht selten die ganze Kunst ist, die sie in Anwendung zu bringen wissen. Es ist immer eine neue Wirthschaft mit einer alten Einrichtung. Den

gesammten verbrauchten Plunder einmal hinauszuwerfen und vollständig neu und originell zu ergänzen, fällt heut zu Tage keiner Schauspielerin mehr ein. Vielleicht könnte man dasselbe in dieser Beziehung von ihnen sagen, was man von den legitimen Bourbonen behauptet hat, nämlich: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen, d. h. sie lernen nichts, weil sie nichts vergessen und sie vergessen nichts, weil sie nichts lernen.

Zu den meublirten Rollen aber, von denen ich oben gesprochen habe, gehört auch die Julia, die heut zu Tage noch immer so gespielt wird, wie sie vor funfzig Jahren gespielt worden ist. Noch keiner Schauspielerin ist es bis jetzt eingefallen auf geniale Weise ein Vorurtheil zu zerstören, das sich über die Auffassung dieser Rolle festgesetzt hat, obgleich dasselbe in eben dem Grade irrig ist, als es trivial genannt werden muß. So oft man nämlich eine Schauspielerin fragen will, auf welche Art sie glaube die Julia zu Anfang des Stückes auffassen zu müssen, immer wird man zur Antwort erhalten, daß dies nicht anders geschehen könne, als: naiv. Dennoch giebt es nicht leicht eine Vorstellung über die Julia, die lächerlicher wäre, als eben diese. Um so mehr, wenn man weiß, was sich eine Schauspielerin unter einer naiven Julia für ein Wesen denken zu müssen glaubt. Nichts anderes nämlich als etwa eine Geheim-Sekretairs-Tochter, der die Mutter Göthe's „Wahlverwandschaften“ zu lesen verboten hat, ein Ding, das beim Sprechen an der Schürze zupft und roth wird, wenn sie dem Auge eines Mannes begegnet. Ich muß gestehen, daß es mich ganz toll machen kann, die Julia erscheinen zu sehen mit

diesem trippelnden Gange, mit diesem gesenkten Blicke und dieser zimperlichen Stimme, alles Dinge, die an ihr so ridicüle erscheinen wie hölzerne Füße an einer marmornen Statue.

Vergebens habe ich die ganze Rolle nach den Andeutungen durchsucht, die zu einer solchen Auffassung einen genügenden Anlaß hätten hergeben können, im Gegentheil, jemehr ich darin nachzuforschen nicht unterließ, jemehr auch gelangte ich zu der festen Ueberzeugung, daß die Julia ganz anders zu ergreifen sei.

Wenn ich bei der Ophelia als von einer Schülerin in der Liebe sprach, so ist es nöthig, dass ich bei der Julia als von einer Meisterin in derselben spreche, denn in »Romeo und Julia« ist das Verhältniß das umgekehrte im »Hamlet.« Hier ist nicht wie im letzteren Stücke der Mann der Lehrende und das Weib die Lernende, sondern entgegengesetzt: das Weib die Lehrende und der Mann der Lernende.

Romeo ist nichts, als ein schöner, aber unbedeutender junger Mensch, den, wie viele im Leben, nur sein Glück interessant macht. Das Schicksal hat ihm nichts, als Zuckerbrod zu kosten gegeben und ihn dadurch zu einem Süßmäulchen des Daseins gemacht, dessen Elend ihm ist, was den Kindern ein Mährchen. Er hat nichts gelernt, als was einem Cavaliere nöthig ist zu wissen, nämlich: reiten, fechten, tanzen, fremde Sprachen und die Art sich schön zu kleiden. Das Alles hat sehr viel Geld gekostet, aber er konnte es haben, er ist reich, er ist der einzige Sohn, Vater und Mutter tragen ihn auf den Händen. Nun aber ist er in die Jahre gekommen, wo es Mode ist eine Liebe

zu haben. Da Liebe nun auch gelehrt und gelernt sein muß, so geht er aus, einen Meister dafür zu suchen. Es ist dies die erste Verlegenheit, in die er geräth, denn hier zum ersten Male in seinem Leben hilft ihm das Geld nicht aus. Die Lehren der Liebe bezahlt man nur mit seinem eigenen Herzen. Mit dem Herzen aber weiß er sich noch gar nicht zu benehmen, er ist noch so linkisch damit, wie ein Kind mit den ersten Schuhen. Er versteht noch nicht damit zu gehen, er rutscht nur noch so damit herum. Auf diese Weise ist er an Rosalinden gekommen. Aber Rosalinde hat schon galante Herzen gekannt, dieses rutschende macht sie lachen. Ihr eigenes braucht noch den Meister, es ist ihr nicht möglich, ein anderes zu stützen. Um ihre Schwäche zu verbergen, flüchtet sie sich hinter die Moquerie, was Romeon sehr verdrüßt, weil er sich dagegen nicht zu betragen weiß und guten Rath darüber sich weder bei seinen Hauslehrern, noch seinen Eltern, noch auch bei seinen Freunden erfragen kann. Fragen aber muß er, in der größesten Noth darüber läuft er zum Mönch. Der Mönch indeß kann ihn wohl Gebete, aber nicht die Liebe lehren, dies kann Julia allein, die das Genie in der Liebe ist.

Bei Julia also geht Romeo in die Schule, um Liebe zu erlernen, und man muß gestehen, daß sein gutes Glück ihn in keine bessere hätte bringen können, denn Julia ist die Liebe in der Vollendung; sie ist der Charakter der Liebe, wenn ich so sagen darf, während er nur die Laune derselben ist.

Als dieser Charakter der Liebe muß sie denn auch aufgefaßt werden, soll sie in einer richtigen Darstellung

erscheinen. Bei einer solchen fallen natürlich alle jene Trivialitäten von Naivetät, Unschuld und Kindlichkeit hinweg, um der wahren, unverkrüppelten Natur den Platz zu überlassen. Alle jene ängstlichen Attribute, welche die prüde Philisterhaftigkeit sich beeilt der Julia zuzugestehen, um das außerordentliche Wesen einer Liebe, das ihr immer wie eine Extravaganz auffallen wird, sich erklärbar und definirbar zu machen, alle jene ängstlichen Attribute, sie sind im Grunde genommen, doch nichts anderes, als die elenden Krücken, die sie ihren lahmen Begriffen von einer großen, gewaltigen Leidenschaft unter die Arme geben muß, damit sie nicht in den Koth ihrer gemeinen Gesinnung hinunter fallen.

Es ist unverantwortlich, daß die Darstellerinnen der Julia sich von dieser Philisterhaftigkeit imponiren und eine so triviale Ansicht über dieselbe sich haben aufdringen lassen. Um so mehr aber ist es an der Zeit, den traditionellen Irrthum aufzugeben und die Julia endlich in einer Darstellung hinzustellen, die ihrer würdig ist. In einer solchen wird Julia auftreten, wie sie auftreten muß, nämlich als der volle Begriff der Jungfräulichkeit, der nichts Stümperhaftes an sich leidet. Sie wird der Mutter gegenüber bescheiden, aber sicher erscheinen. Vor allem wird sie nicht, wenn die Mutter sie fragt:

„Wie stehts mit deiner Lust, dich zu vermählen?“
verlegen und schüchtern auf die Erde blicken, sondern vielmehr mit dem ganzen Stolze ihrer Jungfräulichkeit antworten:

„Ich träumte nie von dieser Ehre noch.“
Es muß in diesen Worten ebenso viel Nachgebendes,

als Abwehrendes ausgedrückt liegen. Ebenso in den Versen, auf die Frage:

„Sag' kurz, fühlst du dem Grafen dich geneigt?"

wenn sie entgegnet:

„Gern will ich sehn, ob Sehen Neigung zeugt;
Doch weiter soll mein Blick den Flug nicht wagen,
Als ihn die Schwingen eures Beifalls tragen."

Wie man aus diesen Worten Naivetät hat herauslesen können, begreife ich nicht. Ich finde, daß es keine Möglichkeit giebt, gewählter, klüger, ich möchte sagen diplomatischer zu reden, als es Julia thut. Es liegt so viel geistige Ruhe, so viel graziöse Entschlossenheit darin, daß eine ordentliche Stupidität dazu gehört, hier keine sichere, überlegene Natur herauszuhören. Aber freilich, gleich darauf kommt die erste Szene mit Romeo; hier, hier ist Julia doch ohne Zweifel naiv, höre ich meine Gegner triumphirend rufen. Und in der That, hier muß ich gestehen, daß sie es ist, aber freilich mit dem Bemerken, daß sie hier aus demselben Grunde naiv ist, aus welchem erwachsene Personen kindisch sprechen, wenn sie sich mit Kindern unterhalten. Sie ist nämlich hier nur naiv, weil es Romeo ist. Um den Lesern dies auf das Deutlichste zu beweisen, bleibt mir nichts weiter übrig, als den Auftritt hier wörtlich herzusetzen.

Romeo.

„Entweihet meine Hand verwegen dich,
O, Heil'genbild, so will ich's lieblich büßen.
Zwei Pilger neigen meine Lippen sich,
Den herben Druck im Kusse zu versüßen."

Julia.

„Nein, Pilger, lege nichts der Hand zu Schulden
Für ihren sittsam=andachtsvollen Gruß.
Der Heil'gen Rechte darf Berührung dulden,
Und Hand in Hand ist frommer Waller Kuß."

Romeo.

„Hat nicht der Heil'ge Lippen wie der Waller?"

Julia.

„Ja, doch Gebet ist die Bestimmung aller."

Romeo.

„O, so vergönne, theure Heil'ge, nun,
Daß auch die Lippen wie die Hände thun.
Voll Inbrunst beten sie zu dir: erhöre,
Daß Glaube nicht sich in Verzweiflung kehre."

Julia.

„Du weißt, ein Heil'ger pflegt sich nicht zu regen,
Auch wenn er eine Bitte zugesteht."

Romeo.

„So reg' dich, Holde, nicht, wie Heil'ge pflegen,
Derweil mein Mund dir nimmt, was er erfleht.
(er küßt sie.)
Nun hat dein Mund ihn aller Sünd' entbunden."

Julia.

„So hat mein Mund zum Lohn sie für die Gunst?"

Romeo.

„Zum Lohn die Sünd'? O Vorwurf, süß erfunden!
(küßt sie wieder)
Gebt sie zurück."

Julia.

„Ihr küßt recht nach der Kunst."

Wenn der Leser Frage und Antwort etwas genauer betrachtet, so wird er sich vollkommen überzeugen können, daß meine Ansicht die richtige ist. Er wird finden, daß daraus für Julia eher auf Koketterie zu schließen ist, als auf Naivetät. Sie geht in diese letztere nur ein, wie man auf einen Scherz eingeht; im Ernst aber steht sie weit darüber. Am deutlichsten beweist dies der Schluß der Szene, nämlich ihre Worte: »Ihr küßt recht nach der Kunst,« was im Englischen noch besser hervortritt, weil es dort bezeichnender heißt: „You kiss by the book.“ Sie schließt den graziösen Scherz mit einer scharfen, ironisirenden Bemerkung ab, was sie doch ohnmöglich könnte, wenn sie in der Sphäre der Naivetät befangen und nicht darüber erhaben wäre. Sie hat sich zu Romeo nur herabgelassen, um ihn zu sich hinaufzuziehen. Dieses Verhältniß muß durch den ganzen Verlauf der Tragödie unabänderlich beibehalten werden, weil dadurch allein erklärlich erscheinen kann, warum Julia es ist, die Alles aussinnt, Alles angiebt, Alles beschließt. Förmlich widerlich ist es, die Julia auch da noch naiv dargestellt zu sehen, wo sie Romeon zu der heimlichen Vermählung drängt. Die Schauspielerinnen glauben durch diese Naivetät diesen Auftritt der Zweideutigkeit entreißen zu müssen, scheinen aber nicht begreifen zu können, daß sie dieselbe dadurch erst recht hervorrufen. Ihr Drängen erhält dadurch das Aussehen, als sei es ihr auf nichts weiter dabei abgesehen, als recht bald unter die Haube zu kommen. Die Größe der Leidenschaft wird durch dieses Naivthun erbärmlich geknickt und um ihren ganzen tragischen Nimbus gebracht.

Von da an, wo eigentlich das tragische Geschick der beiden Liebenden beginnt, haben die Darstellerinnen der Julia von je das naive Element in ihr aufgegeben, weßwegen ich hier denn auch sehr wohl meinen Aufsatz schließen könnte, weil die Ansichten von nun an zusammentreten. Wenn ich statt dessen aber dennoch fortfahre zu schreiben, so geschieht dies nur, um noch einige einzelne Bemerkungen anzuknüpfen, die vielleicht für diese oder jene junge Schauspielerinn nicht ganz ohne Nutzen sind.

Z. B. in den Versen:

»O Romeo! warum denn Romeo?
Verläugne deinen Vater, deinen Namen!
Willst du das nicht, schwör' dich zu meinem Liebsten,
Und ich bin länger keine Capulet!«

würde ich vorschlagen den Nachdruck der Stimme besonders auf »du« und »ich« zu legen. Erstlich paßt diese Betonung durchaus in den Vers, weil »du« und »ich« hier als lange Silben gebraucht sind, zweitens aber und hauptsächlich, weil mir scheint, daß durch diese Art, den Satz zu sprechen, der bestimmte und consequente Charakter der Julia mehr hervortritt, als wenn, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Wucht der Stimme auf »Willst,« »nicht« und »keine Capulet« geworfen wird.

Den Satz:

»O Schlangenherz, von Blumen überdeckt!« u. s. w.

glaube ich, würde man gut thun ganz fortzulassen. Diese Wortspielerei, so schön und anmuthig sie an und für sich auch sein mag, erscheint uns heut zu Tage, in=

mitten des größesten Schmerzes, als abgeschmackt und unnatürlich.

Die gleich darauf folgende Vertheidigung Romeo's habe ich niemals verständig vortragen hören. Damit dies geschehe, wird nöthig sein, die im Nachfolgenden bezeichneten Gegensätze scharf und trennend, aber gleich darauf auch wieder sehr geschickt zu vermitteln. Die Worte:

»Ach armer Gatte! Welche Zunge wird
Wohl deinem Namen Liebes thun, wenn ich,
Dein Weib von wenig Stunden, ihn zerrissen?

werden wehmüthig, aber mit hoher Stimme zu sprechen sein, indeß die darauffolgenden:

»Doch Arger, was erschlugst du meinen Vetter?«

seufzend, langsam, schwer, tonlos, wie eine Anlage ohne Bewußtsein, ohne Willen gesprochen werden müssen. Feurig, halb aufjauchzend dagegen dürfen die nächsten:

»Der Arge wollte den Gemahl erschlagen.«

in denen sie ihn von dem Verbrechen des Mordes, also von der vorhergehenden Anklage, freispricht, herausgestoßen werden. Hier aber ist nöthig eine plötzliche Pause eintreten zu lassen, in welcher das Lächeln, welches anfing sich über ihr Gesicht bei dem vorhergehenden Satze zu verbreiten, nach und nach einem betrübenden Ausdrucke weichen muß. Dieser betrübende Ausdruck muß jedoch nur einen Augenblick anhalten, beim Weitersprechen etwa bis:

»Zurück zu eurem Quell, verkehrte Thränen!
Dem Schmerz gebühret eurer Tropfen Zoll,
Ihr bringt aus Irrthum ihn der Freude dar.«

Hier muß sie wieder in einen lebhaften, freudigen Ton übergehn. Die Worte:

»Mein Gatte lebt, den Tybalt fast getödtet,
Und todt ist Tybalt, der ihn tödten wollte.
Dies Alles ist ja Trost: was mein ich denn?«

können nicht anders, als frei, leicht und schwellend gesprochen werden. Alles, was in derselben Rede nachfolgt, muß ernst und leidenschaftlich gehalten werden.

In der Abschiedsscene habe ich bis jetzt die Julia nie erregt genug dargestellt gefunden. Mir scheint: Julia könne nicht anders, als nachdem sie die Worte:

»Willst du schon gehn? Der Tag ist ja noch fern.
Es war die Nachtigall, und nicht die Lerche,
Die eben jetzt dein banges Ohr durchdrang;
Sie singt des Nachts auf dem Granatbaum dort.«

mit ängstlicher, zitternder, thränenerstickender Stimme gesprochen, ich sage: mir scheint Julia könne nicht anders, als bei den nachfolgenden:

»Glaub', Lieber, mir: es war die Nachtigall.«

an Romeo, der Miene machen muß sich zu erheben, niederzusinken, ihre Arme um seinen Leib zu schlingen und ihn niederzuhalten suchen. In dieser Stellung muß sie die nächsten Worte bis:

»Trau mir, das Licht ist nicht des Tages Licht,
Die Sonne hauchte dieses Luftbild aus,
Dein Fackelträger diese Nacht zu sein,
Dir auf dem Weg' nach Mantua zu leuchten.«

schnell und mit vibrirender Stimme herausstoßen, die andern aber:

»Drum bleibe noch; zu gehn ist noch nicht noth.«

bittend und ihn fester an sich ziehend zu ihm empor=

sprechen. Mit dem Ausruf: „Es tagt! es tagt!“ u. s. w. muß sie in die Höhe schnellen und die Arme verzweiflungsvoll gegen den Morgen hinausringen.

Auf diese Weise wird die Szene lebhaft und in einer schönen Gruppirung gespielt werden können.

Was den großen Monolog der Julia im vierten Akte anbetrifft, so will es mir natürlicher und effektreicher scheinen, wenn die Schauspielerinnen, statt, wie sie es immer zu thun pflegen, ihn von Anfang bis zu Ende in fortwährender Steigerung, die meistens bis zum unangenehmen Schreien getrieben wird, zu erhalten, es vorziehen möchten, Alles von:

„Wie aber, wenn ich in die Gruft gelegt“

bis:

„O seht! mich dünkt, ich sehe Tybalts Geist!
Er späht nach Romeo, der seinen Leib
Auf einen Degen spießte.“

mit gedämpfter, immer mehr und mehr leiser werdender Stimme zu sprechen. Die Ausmalung dieser Vision könnte allerdings dadurch etwas monoton werden, würde aber einen Effekt verbreiten, welcher mir eben so zweckmäßig erscheint, wie er durchaus natürlich ist. Julia nämlich in der Angst, Romeo in ihrer Vision ermordet zu sehen, muß das folgende:

„Weile Tybalt!“

in höchster Angst und Verzweiflung schreien, weil sie Tybalt an der Ermordung Romeo's hindern will. Der Schrei muß sie wieder zu sich selbst bringen. Sie muß erwachen, mit der Hand langsam über die Stirn fahren und dann fest und ruhig sprechen, indem sie den Becher leert:

„Ich komme, Romeo! Dies trink' ich dir.“

Der Auftritt wird sich auf diese Weise unleugbar künstlerischer und vollendeter abzuschließen im Stande sein. Von dem Monologe, wie ihn sonst die Schauspielerinnen zu sprechen pflegen, könnte man vielleicht sagen, was Lysander vom Prologe des Squenz: „Er ward geritten, wie ein wildes Füllen.“

Mögen diese vorläufigen Bemerkungen indeß genügen, bis ich einmal später Gelegenheit finde, ausführlicher darauf zurückzukommen.



3.

Orsina.

Eine eigene Wehmuth ergreift mich, wenn ich an die Orsina denke. Ich habe sie gekannt, sie wohnte in dem schönsten Gebäude meiner Geburtsstadt. Es führten breite, steinerne Treppen empor, Statuen standen an den Wänden, großblätterige, exotische Pflanzen rankten sich an den Gebäuden bis in die Vestibüle hinauf. Es war immer sehr still in dem Hause, die goldbetreßten Diener gingen nur leisen Fußes über das getäfelte Parquet, ein lautes Wort wurde fast niemals darin gehört.

Ich war damals ein kleiner, kränklicher Junge, der zu weinen anfing, wenn er in kleinen, engen Stuben sitzen mußte, dagegen aber glücklich wurde, wenn er sich in großen, schönen Räumen befand. Das Haus der reichen, vornehmen Dame übte, wie man sich leicht wird denken können, deßwegen einen ganz besonderen Reiz auf mich aus. Das Glück wollte, daß die stille Gräfinn, wie die Besitzerinn des schönen Hauses von den Leuten allgemein genannt wurde, als sie auf einem

Spaziergange vor den Thoren der Stadt meiner mich führenden Bonne begegnete, ein besonderes Gefallen an mir fand, und mich darauf häufig zu sich hinüberholen ließ. Die Mutter glättete mir jedes Mal vorher sauber das Haar, mir zugleich gewissenhaft einschärfend: nichts zu berühren und artig die Hand zu küssen. Es war ein hohes, blaßblaues Zimmer, in dem die Dame mich zu empfangen pflegte; über dem Sopha hing ein großes, verhangenes Bild, Marmorbüsten verzierten die Wände. Die Gräfinn selbst war von hohem schlankem Wuchs, und ging immer in schwarze Seide gekleidet, von welcher sich ihre weißen, zarten Hände und ihr bleiches, edles Gesicht wunderbar herrlich abschattirten. Sie sprach nur wenig, aber dies wenige immer freundlich, mit einer weichen, sanften, etwas fremdartig klingenden Stimme. Einmal, als sie mich lange betrachtet hatte, drückte sie mich plötzlich heftig an sich und küßte meine Augen. Ach, diese Augen! sagte sie, wo hast du diese Augen her? Ich weiß nicht, gab ich zur Antwort, aber ich werde die Mutter fragen. Laß' nur, fuhr sie lächelnd fort, ich will dir zeigen, woher du diese Augen hast. Mit diesen Worten erhob sie sich, zog den Vorhang von dem Bilde fort, nahm mich auf den Arm und trat mit mir vor dasselbe hin. Siehst du, von dem hier hast du deine Augen, rief sie und zeigte mit ihrer Hand auf das Portrait eines jungen Mannes in glänzender Uniform. Nachdem sie ihre Augen eine Weile sinnend darauf hatte ruhen lassen, wendete sie sich wieder mit den Worten: gefällt dir der, an mich zurück. Ach ja, sagte ich, fragte aber gleich hastig hinterher, ob das prächtige Schloß, das

den Hintergrund bildete und aus welchem der junge Mann herzukommen schien, das seinige wäre. Ja, erwiederte sie langsam, es heißt Dosalo. Da an der Thüre war es, da, da, siehst du, wo er mir das erste Mal begegnete, wo sein Blick mich traf. Aber hier war es auch, wo er — — — O, still davon, sagte sie plötzlich abbrechend, indem sie den Vorhang des Bildes und mich zugleich aus ihren Händen gleiten ließ und bitterlich weinend in die Kissen des Sopha's fiel. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte, als ich sie in dem großen, prächtigen Gemache unter den Händen leise hervorschluchzen hörte, ich kauerte mich deshalb ängstlich zu ihren Füßen hin und fing ebenfalls zu weinen an. Erst nach und nach erholte sie sich, und mich in die Höhe hebend, küßte sie zu mehren Malen meine Stirn, indem sie mit ihren beiden Händen meine Augen verdeckte. Als sie mich entließ, gab sie mir ein kleines, silbernes Pferd, das Flügel trug. Sage es niemandem, daß wir geweint haben, liebes Kind, sprach sie beim Abschiede, wir wollen es nicht wieder thun.

In dem Hause meiner Eltern hörte ich häufig über sie sprechen. Als sie jung war, hieß es, wurde sie an einen reichen, vornehmen Mann verheirathet, der ihr Vater hätte sein können. Ein junger, schöner Mensch, der sie geliebt hatte und dem auch sie geneigt gewesen, war, da er dadurch über Alles unglücklich geworden, kurze Zeit darauf verschwunden, ohne daß man jemals wieder Nachricht erhalten konnte, was aus ihm geworden sei. Ihr Mann hat aber nicht lange gelebt, kurz nach seinem Tode hat sie ein Verhältniß mit einem Prinzen gehabt, den sie, als sie seine Untreue erfahren,

hat ermorden wollen. Da die Sache ruchbar geworden, hat sie fliehen müssen. So war sie in unsere Stadt gekommen.

In der That, ist dies nicht die Lebensgeschichte der Orsina? Gewiß, die stille Gräfinn in meiner Geburtsstadt war Niemand anders als diese, die hier nur einen fremden Namen angenommen hatte, um verborgen und unverfolgt zu leben. Da ich sie oft gesehen, viel mit ihr gelebt und verkehrt habe, so wird man es begreiflich finden, wenn ich sage, es giebt keinen anderen Charakter einer weiblichen Natur des Drama's, in dem ich vermöchte mich in eben dem Maaße zurecht zu finden, als in diesem. Nirgends ist für mich etwas Störendes, Fremdes oder Unverständliches in ihm vorhanden, sondern im Gegentheil: er liegt mir ganz klar, ganz offen vor der Seele. Alle ihre Empfindungen, alle ihre Gedanken kenne ich, ich habe sie mehr als ein Mal in ihre Augen treten sehen, in ihren Worten lebendig werden hören. Um so mehr macht es mich unglücklich, sie auf der Bühne fast gar nicht so dargestellt zu sehen, als ich dem lebhaften Bilde nach, das ich noch frisch von ihr in meinem Innern trage, es wünschen möchte. Fast bei allen Darstellerinnen der Orsina muß ich mir seufzend sagen: daß sie so nicht gewesen, so nicht gesprochen, so nicht gelächelt, so nicht gezürnt habe. Ich sehe sie noch vor mir: hoch und schlank, bleich, mit dunklen, schwülen Augen und der stillen Trauer um ihre Lippen. Ihr Blick war schwer aber weich; wenn man von ihm getroffen wurde, hatte man die Empfindung als fühlte man Sammet über sich hinstreichen. Ihre Stimme klang wie von Thränen gedrückt; in

ihren Zügen lag der leise Faltenwurf eines großen Schmerzes.

Von allen Schauspielerinnen, die ich in dieser Rolle gesehen, ist es nur Auguste Crelinger, die dem Bilde meines Innern nahetritt. Wenn sie ihre Stimme leiser, ihr Aussehen kränker, ihr ganzes Wesen etwas elegischer zu halten wüßte, so würde ich sagen: sie sei es, sie sei die stille Gräfinn aus dem schönen Hause mit den steinernen Treppen, mit den hohen, weiten Räumen und den Marmorstatuen an den Wänden.

Es ist zu verwundern, daß die Darstellerinnen der Orsina so wenig wissen, worin der größeste Reiz dieses Charakters zu suchen ist. Er besteht nämlich in der tiefen Wehmuth, die um so rührender ist, je verstohlener dieselben gehalten worden. Wenn andere Dichter den Schmerz in die Blumengärten der Poesie hinaussenden, damit er sich rhythmisch ausweine in den Laubengängen der Empfindung und auf den Rasenplätzen des Gefühls, so hält ihn Lessing hier in den vier Pfählen einer trockenen Prosa, an der er sogar die kleinen Fenster der Sentiments mit den Läden der Ironie verschließt. Aber darin eben liegt die Kunst, diesen verrammelten Schmerz, diesen Schmerz unter Schloß und Riegel nun doch zu einer Erscheinung, zu einer Wirkung zu bringen. Freilich, sagen kann ihn die Schauspielerinn dem Publikum nicht, sie kann ihn demselben nur ahnen machen. Das Publikum muß ihn hinter den Worten nur gewahr werden, wie ein leises Schluchzen hinter einer Wand.

Unsere meisten Schauspielerinnen sind gewöhnt, die Rollen nur aus den Worten zu studiren, nicht aus den

Intentionen, die der Dichter derselben etwa noch still-schweigend daneben gehabt haben kann. Sie sind meistens überhaupt zu oberflächlich in ihrer Bildung, um außer ihrer Rolle auch noch den Dichter derselben verstehen zu lernen; eigentlich aber muß erst dieser vollständig gewürdigt worden sein, ehe es möglich wird, jene wahrhaft zu erfassen. Man frage jedoch heut zu Tage bei unseren Schauspielerinnen an, was sie von Lessing wissen. Daß er neben: Emilia Galotti auch noch den Nathan und die Minna von Barnhelm geschrieben, ist vielleicht Alles, was sie von ihm angeben können. Wenn es hoch kommt, haben sie vielleicht auch ein Mal von einem ihrer Verehrer gehört: daß er viel Wein getrunken und seine Absätze schief gelaufen hat. Haben sie aber gar einmal Gelegenheit gehabt, Karl Lachmann zu sprechen, so werden sie sich außerdem noch sicherlich erinnern, von diesem großen Gelehrten mitgetheilt erhalten zu haben, daß Lessing Brodmännchen knetete, wenn er Langeweile hatte und »Ba« statt »Pah« zu schreiben pflegte.

Auguste Crelinger ist hier wiederum eine der wenigen, die eine rühmliche Ausnahme davon machen. Ein unermüdlicher Fleiß und eine dialektische Verstandesschärfe haben sie von je in Dichter und Rollen tiefer eindringen lassen, als es unter ihres Gleichen gewöhnlich ist. Sie ist deswegen auch die einzige, welche die Intention Lessing's in der Orsina zu erfassen und vermöge ihres Genie's zur Darstellung zu bringen gewußt hat. Sie läßt die Orsina nicht zerfasern, sondern hält sie im Innersten fest, weil sie wol weiß, daß es nicht in Lessing's kernhafter und fester Na-

tur gelegen haben kann: sie als sentimentale oder schwärmerische Liebhaberinn sich auszudenken. Nach meiner Ansicht ist die Art zu straff, mit der sie ihre Auffassung durchführt, aber sie ist jedenfalls richtiger und großartiger, als die entgegengesetzte. Die Orsina so weinerlich spielen zu sehen, wie ich das mehrfach erlebt habe, ist eine Lächerlichkeit, die nicht genug zu verspotten ist. Man muß deßwegen nicht glauben, weil ich an Auguste Crelinger eine zu große Härte in diesem Charakter bedauerte, es meine Absicht gewesen: denselb n als einen larmoyanten aufgefasst wissen zu wollen. Nur einen Anflug von Wehmuth wünsche ich dafür, jenen Duft des Unglücks, der ihm so wohl steht. Ich sprach daher auch nur von einem Reize, welcher der Rolle durch diesen Mangel an Wehmuth entzogen werde, nicht aber, daß es gerade eine Unrichtigkeit sei, sie bei einer gewissen, consequenten Strenge in der Rolle nicht zu beobachten. Eine Unrichtigkeit nur ist es, die Orsina zimperlich darzustellen.

Daß aber die angegebene Wehmuth ganz in den Charakter und in die Stimmung der Orsina hineinpaßt, wird mir ein Leichtes sein zu beweisen. Hoffentlich wird es niemandem einfallen die Gräfinn nach der Schilderung des Prinzen sich vorstellen zu wollen. Der Prinz ist ein Mensch, dessen Liebschaften wechseln, wie seine Launen. Er ist von kleinem Geiste, deßwegen wird ihm der größere in der Orsina lästig. Da soll er acht haben, was sie philosophirt, um ihr nicht albern zu antworten, da soll er sehen, was sie malt, um ihr ein richtiges Urtheil zu geben, da soll er hören, was sie liest, um ihren Empfindungen zu folgen. Ach, das

wird ihm auf die Länge unbequem. Er ist einer von denen, die nur mit dem Herzen zu lieben im Stande sind, aber nicht mit dem Verstande. In allen Gefühlen und Empfindungen weiß sich ihre Leidenschaft herumzulümmeln, aber in dem Gedanken fürchtet sie sich vor Schwielen und Blasen. Darin aber besteht nur die Schönheit und Größe der Liebe, daß sie den Verstand, der wie eine steinerne Memnonssäule dasteht, von ihrem rosigen Lichte überglänzt, zum Urheber jener leisen, discreten Klänge macht, die allein den größesten Reiz gegenseitiger Neigung herzustellen vermögen. Orsina's Verstand ist in dieser Weise tönend geworden, aber umsonst hofft sie ein gleiches von dem des Prinzen. Der Prinz hat aber überhaupt wenig Verstand, er hat nur viel guten Willen. Dieser gute Wille war es hauptsächlich was Orsina an ihn fesseln konnte. Sie ist älter, als er, geistreicher, gebildeter, edler und klüger dazu. Sie lernte ihn kennen, als er eben erst mündig geworden. Er wußte nichts, als sich putzen und Launen haben. Sie fing an ihn zu erziehen, ihn zu bilden. So ist es gekommen, daß Alles, was er Werthvolles in sich besitzt, ihre Schöpfung ist. Als diese Schöpfung so weit vorgerückt ist, daß sie anfangen will, davon Genuß zu haben, muß sie zu ihrem Entsetzen gewahr werden, daß sie dieselbe für eine glücklichere Nebenbuhlerinn angelegt. Diese Entdeckung ist um so schwieriger, als sie sich eingestehen muß, daß sie das Schönste, das Beste, das Glücklichste, was sie in ihrer Seele besaß, aus sich hinaus in ihn hinübergegeben hat. Sie hat sich arm an Geist, an Wissen, selbst an Liebe geliebt. Es ist ihr hier ergangen, wie

es vielen bedeutenden Frauen ergeht, die das schreckliche Schicksal haben, sich an unbedeutende Männer zu vergeben. Weil die Natur sie selbst in ihrem innersten und geistigsten Wesen zum Empfangen, zum Insichaufnehmen bestimmt hat, so wird das Hinausgeben eine Krankheit, die sie zu Grunde richtet, wenn Männer, die sie lieben, so unbedeutend sind, daß sie von ihnen annehmen müssen. Jede Frau hat den Instinkt, den Mann, den sie liebt, über sich zu erkennen; hat derselbe nun aber weder moralischen noch geistigen Werth genug, um diese Anerkennung zu behaupten, so hebt sich, in der Mühe ihn hinaufzubringen, das Wesen des Weibes unabänderlich zu Tode. Die Welt hat in diesem Punkte Tragödien erlebt, die wahrhaft herzzerreissend sind; die der Orsina gehört auch zu diesen, denn dieser Punkt gerade ist es, in dem die Wehmuth ihres Charakters wurzelt.

Was sie im Stücke zu sprechen hat, ist eigentlich nichts, als der traurige Epilog ihrer Liebe. Schon ihre ersten Worte bezeugen das: »Was ist das? — Niemand kömmt mir entgegen, außer ein Unverschämter, der mir lieber gar den Eintritt verweigert hätte? — Ich bin doch zu Dosalo? Zu dem Dosalo, wo mir sonst ein ganzes Heer geschäftiger Augendiener entgegenstürzte? Wo mich sonst Lieb' und Entzücken erwarteten? — Der Ort ist es: aber, aber!«

Daß Lessing die Gräfinn dann und wann ein wenig derb, selbst grob reden läßt, ist etwas, was mir nicht von ihm gefällt. Indeß ist dies ein Anlaß mehr, die Darstellerinnen darauf aufmerksam zu machen, sich

deßhalb doppelt graziöse zu benehmen, damit die Rolle nicht in's Plumpe fällt. Vor allem ist nöthig, sie in ihrem Benehmen auf das Aeußerste zart und elegant zu halten. Sie en grande parure auftreten zu lassen, scheint mir ein Verstoß gegen ihr Wesen. Sie ist zu fein, um durch Putz auf den Prinzen wirken zu wollen. Ganz einfach muß sie gekleidet sein, in bescheidene Farben. Schmuck darf sie nicht tragen. Auch sehr verhüllt muß sie gehn. Sie weiß sehr wohl, daß eine Schönheit, die sich zu verbergen, ein Reiz, der sich zu verstecken versteht, doppelt verführerisch sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Orsina sich auch auf Koketterie versteht, aber sie versteht sich darauf, wie auf Musik, wie auf das Malen, wie auf eine fremde Sprache. Sie ist ihr eben auch nur ein Mittel, ihren Geist zu zeigen.

Man muß festhalten, daß sie nicht die Maitresse des Prinzen, sondern seine Geliebte sein will. Sie weint ja, als sie sich sagen muß: daß er sie nicht mehr liebe; sie fängt ja an außer sich zu gerathen, als sie sich eingestehen muß, daß sie mit in die Zahl derer gehöre, die er genossen und dann vergessen. „Ha! Welch eine himmlische Phantasie! ruft sie aus. Wann wir einmal alle, — wir, das ganze Heer der Verlassenen, wir alle, in Bachantinnen, in Furien verwandelt, wenn wir alle ihn unter uns hätten, ihn unter uns zerrissen, zerfleischten, sein Eingeweide durchwühlten, — um das Herz zu finden, das der Verräther einer jeden versprach, und keiner gab! Ha! das sollte ein Tanz werden! das sollte!“ Das ja eben war ihr Stolz, daß sie meinte, ihn für immer, ihn für das Leben gewonnen zu haben.

Sie hatte das Bewußtsein, daß sie ihn verdiente, denn sie war besser, als Alle.

Dieser gebrochene Stolz, dieses betrogene Bewußtsein werden nicht selten auf der Bühne trotzig, oder, wenn ich es gerade heraus sagen soll, ordinair dargestellt. Man geht so weit die Orsina die Faust ballen zu lassen. Dies kann am Ende wohl ein eifersüchtiger Othello, aber nie eine eifersüchtige Orsina thun. Nur die Männer, sagt Ludwig Börne, macht die Eifersucht dumm und lächerlich, die Frauen macht sie geistreich und liebenswürdig. Geistreich und liebenswürdig aber muß die Orsina durchweg erscheinen, soll sie eine wahrhaft künstlerische Schöpfung und kein widerliches Zerrbild sein. Möchte meine kleine Skizze von ihr dazu beitragen, daß sie immer mehr das erstere würde und als letzteres aufhörte dargestellt zu werden.





Ein
Rendez-vous.

Schwank in 2 Akten

von

Karl F. Ottmann.

(Nach Lockroy.)



Der Stoff und die Exposition des nachfolgenden Stückes ist einem Vaudeville Lockroy's entnommen. Die Entwickelung, die Charakterzeichnung und der Dialog sind unabhängig von dem Originale gearbeitet. Mag man daher entschuldigen, daß ich meinen Namen vor den Lockroy's gesetzt habe und mag man dem leichten Schwanke ein kurzes Leben auf der deutschen Bühne gönnen.

O.

Personen.

v. Breitenfeld, Rentier.

Isabella, seine Nichte.

Louise, deren Kammermädchen.

v. Sonnenstrahl, Lieutenant.

Stechbier, Polizei-Secretair.

Ort der Handlung: Berlin.

Zeit: am Abende eines Sommertages bis über Mitternacht hinaus.

Akt 1.

(Ein Garten, links das Wohnhaus, hinten ein Stacketenzaun mit einer Thüre.)

Erste Szene.

Isabella sitzt vor einem Tische, auf dem Bücher und Papiere umherliegen.

Louise kommt aus dem Hause mit zwei Ballschlägeln und Bällen.

Isabella.

Mein Onkel also noch nicht auf's Land gefahren?

Louise.

Ach Gott nein! Er hat die Stunde der Abfahrt versäumt. Da saß er den ganzen Tag unter seinen Büchern und Papieren und merkte nicht auf die Zeit. Was mag ihn jetzt so sehr beschäftigen? Richtig, wieder Mysterien von Paris. Geheimnisse von London. Geheimnisse von Wien — ach Du lieber Gott, Mysterien über Mysterien. Diese Wuth nach Geheimnissen bleibt mir ein Geheimniß. Und nun gar ein Manuscript. Titel: „Ueber die welthistorische Bedeutung von

Eugen Sue's Pariser Mysterien, eine Vorlesung in der Versammlung des Vereins zur Bereicherung der verarmten Menschheit, gehalten vom Staatsbürger von Breitenfeld. Mitglied von 24 gemeinnützigen Vereinen.« Vier und zwanzig Vereinen. Ob zu dieser Menge auch der Verein zum L'hombre-Spiel bei der Cousine gezählt ist. Heute Abend ist wieder Versammlung.]

Isabella.

Wird mein Onkel hingehen?

Louise.

Gewiß! Da er die Landparthie unterlassen hat, muß er Karten spielen. Das ist nun einmal eine seiner Leidenschaften.

Isabella.

Jedermann hat sein Steckenpferd.

Louise.

Das sage auch ich, unsere Leidenschaft ist das Ballspiel.

Isabella.

Ich zöge einen Ball diesem Ballspiele vor. Aber sich in die Verhältnisse fügen ziemt dem Weisen.

Louise.

Diese Floskel haben Sie aus einem Buche.

Isabella.

Mag sein, wer weiß aus welchem! Muß ich nicht so viel schaales, abgeschmacktes Zeug lesen, um mich meine Einsamkeit vergessen zu lassen. So habe ich auch die Instruction, welche der Onkel für mich angefertigt hat, wörtlich gelernt.

§. 1. Das Weib tritt erst mit der Ehe in das

bürgerliche und gesellschaftliche Leben. Vorher muß ihr jeder Umgang verschlossen bleiben.

§. 12. Liebe vor der Ehe zerstört die Liebe während der Ehe, daher müssen Mann und Weib vor der Heirath sich nicht kennen lernen.

Louise.

Prächtig, prächtig! Nicht wahr, diese Gesetze werden denn auch von uns befolgt, nach dem Geiste und nach den Worten.

Isabella.

Ach schweige, es ist in der That Unrecht.

Louise.

Unrecht? Bewahre Fräulein! Mein Codex sagt: das Naturgesetz darf nicht durch Menschensatzungen unterdrückt werden. Warum sollten Sie Ihren Bräutigam nicht kennen, nicht Umgang mit ihm pflegen, ist er doch so schön, so gut und so reich. Diese Intrigue hinter dem Rücken des Onkels ist unsre zweite Leidenschaft.

Isabella.

Wir wollen bei der ersten bleiben. Gib mir einen Ball.

Louise.

Ich schweige. — Hier (sie gibt Isabellen einen Ball und einen Schlägel.)

Isabella.

Armer August. Er denkt jetzt gewiß meiner.

Louise.

(bei Seite.) Da sind wir so weit. (laut) Fräulein, ich habe wieder an ihn geschrieben.

Isabella.

Aber Louise, der Onkel hat es verboten.

Louise.

Desto süßer ist die Frucht.

Isabella.

Der Onkel ist doch sehr strenge.

Louise.

Brr. Eigenthümliche Grundsätze. Ich als Anwalt des gekränkten Menschlichkeitsgefühls fechte sie an und will kämpfen bis auf's Blut.

Isabella.

August ist in Verzweiflung.

Louise.

Todtschießen wollte er sich. Mein Brief hat ihn gerettet.

Isabella.

Mich aber in Verlegenheit gesetzt.

Louise.

Was will das sagen, gegen ein Menschenleben, besonders wenn es um solcher Bagatelle willen auf's Spiel gesetzt würde. Sie kennen Herrn von Sonnenstrahl aus früherer Zeit, Sie lieben Sich.

Isabella.

Und das von Herzen....

Louise.

Da stirbt die Mutter, der Onkel nimmt Sie zu sich, aller Umgang wird abgeschnitten nach §....

Isabella.

§. 12. meines Reglements.

Louise.

Sie sollen vermählt werden, aber nach dem Prinzipe: „Die Ehe ist eine staatsbürgerliche Handlung,“ liegt das Geschäft der Verheirathung nur den majoren=

nen Verwandten ob, Correspondenzen werden gepflogen, die Akten mehren sich wie in einem Prozesse und die Sache wird in die Länge geschleppt wie bei einem Prozesse. Währenddeß kommt der Bräutigam täglich aus der Garnison herüber, läuft bei dem Hause hin und wieder, wir winken ihm: „Entferne Dich“ und machen verstohlene Zeichen: „Wir lieben Dich.“

Isabella.

Nein, Louise, das that ich nie.

Louise.

Sie wol nicht, aber ich. Ich ergänzte Ihre Gesten, ich ließ ihn merken, daß wenn auch die Thüre verschlossen sei, das Pförtchen hier, (sie zeigt auf's Herz) stets geöffnet wäre.

(Isabella hat während dieses Gesprächs mit dem Balle gespielt, der jetzt über den Zaun fliegt.)

Isabella.

Ach wie ungeschickt, mein schöner Ball....

(Man hört hinter der Szene)

Welch glücklicher Fund.

Isabella.

Hörst Du Louise.

Louise.

Die Stimme?..... Es ist wol ein Vorübergehender, der über den Zufall erstaunt —

(v. Sonnenstrahl in Civilkleidung zeigt sich auf einem Zaunpfeiler, hält den Ball in die Höhe, mit den Worten)

Hier ist der Ball.

Zweite Szene.

Vorige. v. Sonnenstrahl.

Isabella.

Wie, Herr von Sonnenstrahl!

Louise.

Herr Lieutenant?

(Sonnenstrahl will in den Garten steigen.)

Isabella.

Nicht in den Garten. Gott, wenn Jemand Sie in dieser Stellung sieht.

Louise.

So steigen Sie doch herab, Herr Lieutenant.

(Sonnenstrahl springt von dem Pfeiler in den Garten.)

Isabella.

Wie kannst Du nur.

Louise.

Sollte er etwa gar auf dem Zaune sitzen bleiben.

Isabella.

Wie unklug, Sonnenstrahl, wie unbedacht. In welche Verlegenheit setzen Sie mich. Sie haben Sich doch keinen Schaden gethan.

Sonnenstrahl.

Verzeihen Sie, Fräulein, dieses Auftreten. Ich komme so eben aus der Garnison, ich eile vor Ihr Haus, da ich hoffte, Sie am Fenster zu finden, ich suchte vergebens. Da biege ich zufällig um die Ecke und dieser Ball verkündet mir Ihre Nähe. Dieser Glücksball, den ich mir als ein Geschenk von Ihnen erbitte.

Isabella.

Die Straße ist noch belebt. Wenn Sie Jemand gesehen hat, wird der Vorfall Aufsehen erregen.

Sonnenstrahl.

Sollte ich nicht Alles für die Freude wagen, einige Worte mit Ihnen zu wechseln, ein Glück, nach dem ich mich so lange sehne. Ihr Onkel scheint unsere Angelegenheit vergessen zu haben.

Louise.

Die Mysterien stiften viel Unheil.

Sonnenstrahl.

Ich hörte sogar, daß er dieses Haus vermiethen wolle, und wirklich hängt der weiße Zettel vor der Thüre, ich eilte, um mindestens Ihren spätern Aufenthalt kennen zu lernen.

Isabella.

Solch' ein Vorwand, Herr von Sonnenstrahl.

Sonnenstrahl.

Mag es immerhin ein Vorwand sein. Isabella, ich konnte nicht länger weilen, mich zog es unwiderstehlich her, da ich so viel, so viel auf dem Herzen habe.

Isabella.

Mir ist jede Zusammenkunft verboten, Sie richten Unheil an, mein Onkel mit seinen Grundsätzen.

Louise.

(bei Seite) Vivant feste Grundsätze.

Sonnenstrahl.

Wie sollte ich das Alles erwägen. Mein Herz treibt mich, und kümmert sich nicht um den hemmenden Onkel. Außerdem überschleichen mich fern von

Ihnen Ideen, Ideen, als ob Sie mich nicht liebten, als ob Sie mich vergäßen....

Louise.

(bei Seite) Wenn meine Briefe nicht wären.

Sonnenstrahl.

Als ob Sie einen Andern lieben könnten.

Isabella.

Niemals, ich schwöre es Ihnen. Aber ich bitte, entfernen Sie sich.

Sonnenstrahl.

Ach diese Trennung ertrage ich nicht länger.

Isabella.

Auch mir macht sie Schmerz, das sei Ihr Trost; aber ich bitte, entfernen Sie sich.

Sonnenstrahl.

Kann ich nicht einige Minuten bei Ihnen verweilen, habe ich doch so Manches zu sprechen.

Isabella.

Ich darf nicht, ich wünschte wol selbst, aber die Furcht vor dem Ungestüm meines Onkels. Er würde alle Verbindungen auflösen, und wir wären getrennt auf ewig.

Louise.

Nach §. 12. unseres Reglements.

Isabella.

Ich muß Sie verlassen, mein Onkel mißtraut mir, unsere Zusammenkunft muß ihm ein Geheimniß bleiben.

Louise.

Für ihn sehr passend, bei seiner Geheimnißwuth

Sonnenstrahl.

Nur noch ein Wort.

Isabella.

Ich darf nicht, leben Sie wohl .... Baldiges Wiedersehen .... Louise weiß (sie geht eilig in das Haus.)

Dritte Szene.

v. Sonnenstrahl. Louise.

Sonnenstrahl.

Sie geht.

Louise.

Und hat mir Vollmacht hinterlassen.

Sonnenstrahl.

Was nützest Du kleiner Vorposten mir.

Louise.

Bin doch vielleicht nicht so gar überflüssig. Briefe schreiben ...

Sonnenstrahl.

Hört auf, ich rücke morgen zum Manöver aus.

Louise.

Ach Gott, und davon haben Sie kein Wort gesprochen.

Sonnenstrahl.

Ließ man mir Zeit dazu. Ehe ich mit der Colonne vorrückte, war mir der Gegner entwichen.

Louise.

Nein, zum Manöver; da wird geschossen, da können Sie Unglück erleiden.

Sonnenstrahl.

Bei Gott ist kein Ding unmöglich, selbst ein Lieutenant kann Gefahr laufen.

Louise.

Ach ja, wenn es durchaus geschehen soll.

Sonnenstrahl.

Du siehst, ich muß Isabella noch einmal sprechen.

Louise.

Abschied auf Leben und Tod, freilich! Aber wie nur anstellen.

Sonnenstrahl.

Sinne nach, du holder Schutzgeist unserer Liebe, ein Ausweg.

Louise.

Oder Eingang .... halt, ich hab's. Wenn es dunkel geworden, geht der Onkel zum L'hombre, und kehrt spät zurück. Die Zwischenzeit könnte man benutzen.

Sonnenstrahl.

Du öffnest mir die Thüre, reizendste aller Zofen.

Louise.

Pfui, Herr Lieutenant, öffnen? Bewahre. Dieses Gartenpförtchen will ich zu schließen vergessen.

Sonnenstrahl.

Goldmädchen, und dabei bleibt's, mag's biegen oder brechen.

Vierte Szene.

Vorige. Stechbier hinter dem Zaun vorübergehend.

Stechbier (zieht die Uhr.)

Es ist zu früh. Um halb Zehn war die Verabredung.

Louise.

Mein Lohn, Herr Lieutenant, ist ein Platz im Jungfernstift, wenn sie in den Hafen der Ehe eingelaufen sind.

Sonnenstrahl.

Kleine Schelminn.

Stechbier.

Halt! Dieses Haus ist zu vermiethen. Kein besseres Amüsement, als wenn ich das Gebäude in Augenschein nehme und die Leute ennuyire. (er tritt ein.)

Sonnenstrahl.

Man kommt.

Stechbier.

Pardon, störe ich.

Sonnenstrahl.

Durchaus nicht. — Wer ist der Herr?

(Stechbier geht an der Seite des Hauses auf und nieder.)

Louise.

Mir ganz unbekannt.

Sonnenstrahl.

Er thut, als ob er hier wohne.

Stechbier.

(bei Seite) Welch prächtiges Rendez-vous. Der alte Brummbär ist auf's Land gefahren, die schöne Frau hat Migräne, nun quid faciamus nos, wir wollen sie erheitern.

Louise.

Vergebung, mein Herr, wonach begehren Sie.

Stechbier.

Ach so, diese Wohnung ist zu vermiethen, vielleicht ....

Louise.

Es ist bereits dunkel, sie sind an einem andern Tage so gütig...

Stechbier.

Bitte, bitte, mir genügt ein Ueberblick. Sie, mein Herr, sind der Besitzer?

Sonnenstrahl.

Nein, ich hatte auch die Absicht zu miethen.

Stechbier.

Also ein Rival, voyons, wir werden uns zu überbieten suchen.

Louise.

(leise zu Sonnenstrahl) Entfernen Sie sich, Sie verderben Alles.

Sonnenstrahl.

(ebenso) Ich muß den schicklichen Augenblick abwarten.

Stechbier.

Mir gefällt's hier ganz bene.

Sonnenstrahl.

Nun, so so!

Stechbier.

Sie sind etwas difficile, mein Herr!

Sonnenstrahl.

Vorgethan und nachbedacht....

Stechbier.

Sic, Sic. (bei Seite) Kein Diskurs nach meiner Art.

Louise.

Ich werde Herrn v. Breitenfeld sofort von Ihrer Anwesenheit benachrichtigen.

Stechbier.

Ah, je vous prie, meinetwegen stören Sie den Herrn nicht.

Sonnenstrahl.

(leise zu Louise) Der Mann ist sans gêne!

Louise.

Und Sie sans raison, eilen Sie doch weg.

Sonnenstrahl.

Wie ein Dieb?

Louise.

Herzens-Dieb.

Stechbier.

(während deß) Noch eine halbe Stunde Zeit, wie ennuyant.

Louise.

Meine Herren, sogleich wieder zu Ihren Diensten. (sie geht in das Haus.)

Fünfte Szene.

v. Sonnenstrahl. Stechbier.

Sonnenstrahl.

Wie komme ich nur weg.

Stechbier.

Der Mensch sieht sentimental aus. Examinons. Wie viel Miethe denken Sie, mein Herr, für dieses Haus zu zahlen?

Sonnenstrahl.

Dieses Haus?

Stechbier.

Ja. (bei Seite) Er ist zerstreut.

Sonnenstrahl.

Nun vielleicht.... Wieviel gedenken Sie?

Stechbier.

(leise) Contre-coup. (laut) Ich glaubte, Sie hätten schon Vorschläge gemacht, da Sie so eifrig mit dem Kammermädchen sprachen, doch wahrscheinlich über das Haus.

Sonnenstrahl.

Das wol nicht.

Stechbier.

Also vielleicht über den Garten.

Sonnenstrahl.

Ja, ja, den Garten, ganz recht. Ich fragte, ob die Obstbäume viel Früchte trügen.

Stechbier.

Nun?

Sonnenstrahl.

Und das Treibhaus, ich liebe die Aprikosen, Sie auch, mein Herr?

Stechbier.

Mit Passion.

Sonnenstrahl.

Es werden in diesem Garten viele Südfrüchte gezogen.

Stechbier.

Ach schönes Land, wo die Citronen blühen.

Sonnenstrahl.

Aeußerst angenehm für den Miether.

Stechbier.

Zum Beispiel für Sie.

Sonnenstrahl.

Oder für Sie.

Stechbier.

Serviteur, ich trete gern zurück.

Sonnenstrahl.

Ich war noch nicht fest entschlossen. Ihre Rivalität schlägt mich total aus dem Felde.

Stechbier.

Sie fangen an meine schwache Seite zu berühren, mich überkommt eine gewisse Anwandlung von Großmuth. Ueberdies fand ich Sie schon vor mir auf dem Platze.

Sonnenstrahl.

Ich gebe mein Recht auf.

Stechbier.

Pardon. Uebereilen Sie sich nicht. Ich entsage den Aprikosen.

Sonnenstrahl.

Mit einem Worte, Sie wollen nicht miethen.

Stechbier.

Bei Ihnen scheint mir auch der Fall vorzuliegen. (leise) Eine Viertelstunde ist vorüber.

Sonnenstrahl.

Sie hatten von vorne herein nicht die Absicht!

Stechbier.

Just wie Sie.

Sonnenstrahl.

Das ist komisch. Darf ich sonst nach dem Grunde Ihres Hierseins fragen?

Stechbier.

Meine Antwort könnte eine Gegenfrage sein.

Sonnenstrahl.

Mit wem habe ich die Ehre...

Stechbier.

Ich könnte Sie vielleicht falsch berichten. Ich hatte vor kurzem das Unglück, von einem eifersüchtigen Ehemann am Kopfe verletzt zu werden, und leide zuweilen an Gedächtnißschwäche. Wenn Sie aber verlangen...

Sonnenstrahl.

Unter solchen Umständen entsag' ich gern dem Vergnügen.

Stechbier.

Wie bei der Hausmiethe. Ganz mein Schicksal, sagt der große Nestroy.

Sonnenstrahl.

(leise) Was ist das für'n Mann. Er tritt unter einem Vorwande ein, hm, vielleicht gar ein Nebenbuhler. (laut) Ich muß über unser Zusammentreffen lachen.

Stechbier.

Ich lache niemals, sonst leistete ich Ihnen Gesellschaft.

Sechste Szene.

Vorige. Louise.

Louise.

(leise) Der Lieutenant noch da. (laut) Herr v. Breitenfeld wird sogleich erscheinen. (leise zu Sonnenstrahl) Er ist schon zurückgekehrt.

Stechbier.

(leise) Die halbe Stunde ist vorüber.

Sonnenstrahl.

Und Isabella?

Louise.

Ist von Allem unterrichtet.

Sonnenstrahl.

Um zehn Uhr, diese Gartenthür. (er eilt hinaus.)

Louise.

Noch einen Augenblick, mein Herr.

Stechbier.

Serviteur.

Louise. (geht in die Hausthüre.)

Stechbier.

Ich habe meine Bestimmung erfüllt und entferne mich vom Schauplatze. (er geht hinaus.)

Louise.

Hierher bitte ich, Herr von Breitenfeld.

Siebente Szene.

v. Breitenfeld. Isabella. Louise.

Breitenfeld.

Nun, was gibt's?

Louise.

Ein Herr wünscht Sie zu sprechen. Wo ist er nur geblieben.

Breitenfeld.

Wer hat mich aufgestört, ich sehe Niemand.

Louise.

Ich ebenfalls nicht.

Breitenfeld.

Wer hat Dir den Auftrag gegeben?

Louise.

In diesem Augenblick war Jemand hier, welcher die Wohnung miethen wollte. Er ist weg, mir bleibt's ein Mysterium.

Breitenfeld.

Fräulein Zofe, entwürdigen Sie nicht dieses Wort durch Anwendung auf triviale Dinge. — Unergänztes weibliches Wesen, dergleichen ziemt Dir nicht. Uebrigens hat der Mann wohl gethan sich zu entfernen, diese Zeit ist zur Häuserbesichtigung nicht geeignet.

Isabella.

Mein lieber Oheim, Sie wollen also wirklich aus diesem Hause ziehen.

Breitenfeld.

Ja wol, mein Kind, die Abgeschiedenheit ... ich ziehe eine lebhaftere Gegend der Stadt vor.

Isabella.

Sie wohnen hier bereits zwanzig Jahre.

Breitenfeld.

Zwanzig Jahre habe ich hier gelebt und gewirkt.

Louise.

(bei Seite) Bis die Mysterien Alles verschlangen.

Isabella.

Haben Sie schon eine neue Wohnung bestimmt?

Breitenfeld.

Wie sollte ich bei meinen vielen Geschäften dazu gekommen sein! Thörichtes Mädchen, bedenke, Vier und zwanzig Vereine nehmen die Zeit in Anspruch.

Isabella.

Werden Sie heut' zum Kartenspiel ausgehen?

Breitenfeld.

Gewiß, doch werde ich bald wiederkehren.

Louise.

(leise) Halt, das könnte einen Strich durch uns're Rechnung machen.

Isabella.

Allabendlich lassen Sie Ihre Nichte allein die Ihren Umgang stets entbehrt. Tag's sind es die Bücher....

Breitenfeld.

Und die Vereine.

Isabella.

Und Abend's die Karten.

Breitenfeld.

Ja, liebes Kind, das Weib aus seiner beschränkten Sphäre hat keinen Begriff von den edlen Beschäftigungen des Mannes.

Isabella.

Bleiben Sie jetzt....

Louise.

(leise zu Isabella) Pst! reden Sie ihm nicht zu.

Isabella.

Jetzt noch etwas hier und gehen Sie später.

Louise.

(leise) Brav, bravo.

Isabella.

Wenn Sie auf's Land gefahren wären, würden Sie auch später erst zum Spiel gegangen sein.

Louise.

Von dem wir Sie auch durchaus nicht abhalten wollen.

Breitenfeld.

Gute Mädchen, eure Sorgfalt.

Isabella.

Sie werden von Tag zu Tag kälter gegen mich.

Breitenfeld.

Sieh, liebes Kind, das kommt daher. Vier Seelen wohnen in meiner Brust. Zuerst bin ich Breitenfeld, der Staatsbürger. Da nehmen die Vereine mich in Anspruch. Dann bin ich Breitenfeld, der Mann des Volks, auserkoren durch das Schicksal, und die tiefverschleierten Mysterien des Volkslebens an's Licht zu ziehen, mein Geschäft; drittens bin ich von Breitenfeld, Mitglied der höhern Gesellschaft, durch die Geburt, und als solcher habe ich Assembleen und Soireen zu besuchen; zuletzt bin ich Breitenfeld, das Familien-Oberhaupt aus Zufall, und ....

Louise.

Und für diese Qualität bleibt wenig oder gar keine Zeit übrig, höchst natürlich.

Breitenfeld.

Aber mein liebes Kind, du hast etwas mit mir zu sprechen.

Louise.

In der Eigenschaft als Familienhaupt.

Breitenfeld.

Schweige, Familienzunge. Vielleicht gar von Deiner Heirath. Alles ist in Ordnung. Dein Bräutigam hat die besten Atteste und ist reich. Er wird in Kurzem das militairische Handwerk verlassen und nützlicher Staatsbürger werden.

Louise.

Und hoffentlich auch Familienoberhaupt.

Breitenfeld.

Dann steht Deiner Vermählung nichts im Wege. Nur keine Bekanntschaft, keine Liebeleien, keine Briefe und so weiter, und so weiter. Du weißt, ich liebe dergleichen nicht, ich kenne die verderblichen Folgen.

Isabella.

Aber lieber Onkel....

Breitenfeld.

Und wenn Dir mein System auch jetzt noch dunkel ist, Du wirst einst die Weisheit kennen und schätzen lernen.

Louise.

Nur das Wie wird hier uns klar,
Das Warum wird offenbar
Wenn die Todten auferstehen.

Isabella.

Ich füge mich in Ihre Gesetze.

Breitenfeld.

Woran Du wohl thust. Zur Belohnung für Deinen Gehorsam werde ich, mein liebes Kind, den heutigen Abend in Deiner Gesellschaft zubringen. Von Breitenfeld, das Mitglied der haute-volée mag von Breitenfeld dem Familien-Oberhaupte in den Hintergrund verdrängt werden. (er legt Hut und Stock ab) In Deiner Nähe, Isabella, werde ich über die Tiefen der Pariser Mysterien nachdenken, des Buches Hieb für die Neuzeit, Deine Gesellschaft....

Louise.

(leise) Das fehlte wahrlich noch.

Isabella.

Aber mir wird dadurch nichts geholfen, und Sie bringen ein Opfer.

Breitenfeld.

Ich bringe ein Opfer, ich bring' es mit Resignation und fühle mich groß bei dem Gedanken, durch das Opfer Nutzen zu schaffen; bringe es, wie Prinz Rudolph willig seine Hoheitsrechte aufopferte, mit Vorbehalt einiger Millionen Thaler Revenüen, um der gesunkenen Menschheit zu nützen.

Isabella.

Sie haben mich mißverstanden, Onkel —

Louise.

(leise) Lenken Sie ein, er wird leidenschaftlich.

Breitenfeld.

Mißverstanden?

Isabella.

Mich würde es schmerzen, wenn ich sähe, wie Sie Sich ennuyirten.

Louise.

Bei den Mysterien.

Isabella.

Ich habe Ihnen keinen Vorwurf machen wollen, hatte nicht die Absicht, Ihr Vergnügen zu stören.

Breitenfeld.

So seid Ihr Frauen und Mädchen durchweg. Ihr bildet die natürliche zweite Kammer der constitutionellen Weltregierung und eure Petitionen sind das schnurstracke Gegentheil von denen der ersten, der Männer-Kammer; jede Frau ist ein Oppositiönchen. Gib mir denn meinen Hut, Louise. Ich habe Dir we-

nigstens gezeigt, welches Heroismus — meinen Stock Louise — wir Männer fähig sind, ich habe Deinetwewegen mit größter Kaltblütigkeit, mit Vergnügen....

Louise.

(leise) Süßsaurem.

Breitenfeld.

Der Gesellschaft entsagt. Du willst jetzt, daß ich ausgehe, ich gehe. Ich werde mich nicht immer Deinen Wünschen so fügen können. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. (er küßt Isabella auf der Stirn.) Wenn ich zurückkehre, hat Fürst Morpheus Dich bereits in seine Arme aufgenommen. Morgen sehen wir uns wieder. Louise, schließe die Thüre fest zu, der Pauperismus greift weiter um sich und macht Eingriffe in fremde Häuser. Von der Polizei, von oben herab, kann ihm nicht entgegen gearbeitet werden, wir selbst .... doch davon versteht ihr nichts, gute Nacht, gute Nacht. (er geht hinaus.)

Isabella.

Gute Nacht.

Louise.

(ihm nachsehend) Gute Nacht, mysteriöser Onkel, Prinz Rudolph, Marienblüthe, und alle pauvren Romangestalten umschweben Sie und so weiter....

Achte Szene.

(Es wird allmählig ganz finster.)

Isabella. Louise.

Louise.

Gott sei Dank, er ist fort.

Isabella.

Auch wir wollen uns zurückziehen, die Nacht bricht an.

Louise.

Und Herr von Sonnenstrahl?

Isabella.

Du hast großes Unrecht gethan, ihm die Erlaubniß zu ertheilen.

Louise.

Ihm die Erlaubniß ertheilt, behüte, ich habe mich ausdrücklich dagegen verwahrt. Er war so wild, ich glaube, er hätte sich todtschießen können aus Liebesleid und es lohnte wahrlich nicht der Mühe, Jemandem einmal das Leben zu retten, wenn er es das zweitemal auf's Spiel setzte.

Isabella.

August ist jeder Thorheit fähig, leider!

Louise.

Verliebte, Wahnsinnige und Poeten freilich....

Isabella.

Abgenutzt, Louise.

Louise.

Aber classisch.

Isabella.

Nicht mehr zeitgemäß.

Louise.

Ist's doch ein Citat....

Isabella.

Das nicht mehr zieht.

Louise.

Das ewig wahre....

Isabella.

Kann auch alt werden.

Louise.

Fräulein fangen an, Silben zu stechen und wir wechseln Worte, wo wir handeln sollen.

Isabella.

Gartenzäune übersteigen!

Louise.

Behüte, fein zierlich zur Gartenthüre hinein, Herr von Sonnenstrahl hat gebeten, diese Gartenpforte zu öffnen.

Isabella.

Und Du hast zugesagt?

Louise.

Sollte er etwa gar wieder klettern?

Isabella.

Ich öffne unter keinen Umständen das Thor.

Louise.

Er hat so dringend gebeten.

Isabella.

Ich meinerseits öffne gewiß nicht.

Louise.

Darf ich mir diesen Ausspruch deuten?

Isabella.

Wie Du vor Deinem Gewissen verantworten kannst.

Louise.

Es heißt: jeder Andere darf öffnen, also auch du Louise. Mein Gott worin besteht denn das Verbrechen? Eine Viertelstunde dem Manne gegenüber, der in kurzer Zeit Ihr Gemahl wird. Nichts unschuldigeres auf der Welt, wenn Ihr Onkel ein anderer Mann

wäre. Aber Alles bei Seite gesetzt, bin ich nicht immer um Sie, also fort Bedenken, fort Verstand, Herz, dein Regiment beginnt. (sie schließt die Hinterthüre auf.)

Isabella.

Aber Louise, was machst Du.

Louise.

Nichts doch! Ich hatte etwas gemacht und hebe die That wieder auf.

Isabella.

Ich habe es verboten, und Du .... (man hört hinter der Szene einige laute Stimmen) Hörst Du, was geht dort vor.

Louise.

Ein kleines Wortgezänk mit obligater Prügelbegleitung, Beitrag zu den Mysterien einer großen Stadt.

Isabella.

Der Lärm kommt immer näher, vielleicht sind es Diebe, Gesindel.

Louise.

Onkel's warnende Stimme. Ich schließe die Thür.

Isabella.

Laß nur, der Lärm legt sich, das Geschrei verstummt.

Louise.

(bei Seite) Da wären wir wieder am Ziele.

Isabella.

Es ist seltsam, der Onkel läßt uns sonst allein, und ich spüre keine Furcht, heute jedoch....

Louise.

Sehnsucht nach männlichem Beistande, Fräulein.

Isabella.

Ach geh! Es wird spät, die Nacht ist keines Menschen Freund, geh'n wir auf unser Zimmer. Hu, ich fürchte mich.

Louise.

Hu, hu, ich fürchte mich auch.

Isabella.

Mich schaudert.

Louise.

Mir rieselt's in den Gliedern.

Isabella.

Siehst Du nicht dort zwischen den Bäumen....

Louise.

Hu, ein Gespenst.

Isabella.

Rasch in's Zimmer, zum Licht. Ich laufe.

Louise.

Ich laufe mit.

(Sie gehen rasch ins Haus. Es ist während deß ganz finster geworden.)

Neunte Szene.

Stechbier

(schleicht längs dem Zaune her, als er an die Thüre kommt)

Voilà, eine offene Thüre. Husch hinein. (er tritt ein, und lehnt die Pforte an) Ma foi, ich bin äußerst echauffirt. Ein Polizeibeamter durch Polizeibeamte arretirt, trotz dem Sprichwort von den Krähen, das wäre gar zu schrecklich. Wo bin ich hier? Nichts zu erkennen. Mir prosaischem Menschen will der Mond nicht

zu meinen Liebes-Avantüren scheinen. Thut nichts, das fahle, sentimentale Licht ist mir überdies verhaßt genug. (er tappt herum und stößt an eine Gartenbank) Erwünscht, eine Bank. Für kurze Zeit muß ich hier verweilen und über meinen Spaß nachdenken. Ich Glücksvogel habe heute Pech gehabt, kaum glaublich und doch wahr! Die Comtesse schrieb mir, ihr Herr quasi-Gemahl sei heute abwesend, sie erwarte mich um halb zehn Uhr. Unter allen Frauen, welche in mich verliebt sind, ist die Comtesse die geeigneteste, in mir ein kleines sympathetisches Gefühl zu erregen, aber das Mikroscop muß zur Hand genommen werden, um es zu entdecken. Pah, was nützt enfin auch alles Gefühl, Gemüthsmensch, mich schaudert vor dir! — Ich gehe also wie ein alter Philister zum Amüsement. Wir sitzen so traulich beisammen, da stürzt das Kammermädchen herein, und meldet, daß der alte Herr so eben in das Haus gekommen, ganz unerwartet, ohne feierliche Anmeldung. Die Comtesse drängt mich hinaus in das Vorzimmer, ich denke gemächlich aus dem Fenster Parterre hinauszusteigen, hoffe ohne Unbequemlichkeit mich hinwegzustehlen, da sehen mich die Wächter, die leider noch nicht eingeschlafen waren. Ein Dieb! schreit ein Kerl in meiner Nähe, und hält mir den Spieß vor. Die Andern kommen dazu. Meine Stellung als Polizei-Secretair hat mich glücklicherweise einige Kniffe zum Entweichen kennen gelehrt. Sie werden praktisch angewendet, und wie ich jetzt sagen kann mit Erfolg. Ich bin in Sicherheit und die Comtesse..? Sie ist schlau genug um sich zu helfen. — Mir liegt doch der Spaß im Sinne, wenn mir morgen der Polizei-Sergant

den Bericht über den beabsichtigten Diebstahl abstatten wird. Es bleibt nichts übrig, als den Wächtern einen Verweis über ihre Nachläßigkeit zu ertheilen, ich will meine Amtspflicht redlich erfüllen. Aber jetzt schlafen jene Nachtvögel sicher schon, namentlich nach der großen Aufregung. (er steht auf) Also auf, und ins Bette.

Zehnte Szene.

v. Breitenfeld (kommt von außen an das Thor.)
Stechbier.

Breitenfeld.

Das Thor offen, das nachläßige Mädchen.

Stechbier.

Es kommt Jemand. Wäre ich noch nicht frei?

Breitenfeld.

Meine Warnung zu vergessen.... (er stößt auf Stechbier) Werda!

Stechbier.

's ist richtig.

Breitenfeld.

Werda, Antwort! (leise) Endlich ein lang ersehntes Abentheuer....

Stechbier.

Gut Freund.

Breitenfeld.

Mein Freund nicht.

Stechbier.

Jedermann's Freund, zumeist dessen, der mir höflich begegnet.

Breitenfeld.

Wer sind Sie? Antwort, oder ich schlage zu.

Stechbier.

Davor hüten Sie sich. Sie können mir Schaden thun und kommen in einen Criminal-Prozeß.

Breitenfeld.

Sie scheinen ein erfahrner Mann.

Stechbier.

Aeußerst flattirt.

Breitenfeld.

Ich lasse Sie aber nicht los, bevor ich nicht weiß, wer Sie sind.

Stechbier.

Das erfahren Sie nimmer, bevor Sie mich nicht losgelassen haben, ich bin ein Mann von Grundsätzen.

Breitenfeld.

Vivant feste Grundsätze. Sie sind mein Glaubensgenosse.

Stechbier.

Glaube! mir riecht es fast nach Theologie, wie abgeschmackt!

Breitenfeld.

Ganz recht, ich wollte sagen mein Ueberzeugungsgenosse.

Stechbier.

So gefällst Du mir.

Breitenfeld.

Wir werden, hoff' ich, uns vertragen, denn beim Barte des großen Sue, Sie fangen an mich zu interessiren.

Stechbier.

Das könnte sich wol fügen. Aber Sie haben ja einen neuen Schwur: beim Sue.

Breitenfeld.

Von mir erfunden, frei bearbeitet nach einer Idee der Muhamedaner, da Eugen Sue der Prophet unseres Jahrhunderts ist. Sie sind doch meiner Meinung.

Stechbier.

Toujours, mir kommt's nicht darauf an.

Breitenfeld.

Vor allen Dingen eine Frage, weshalb kamen Sie hier herein.

Stechbier.

(bei Seite) Nun hilf mir auf eine Lüge, Gottheit. (laut) Natürlich bin ich verpflichtet, Ihnen Rechenschaft darüber abzulegen und ich werd' es thun, sobald sich meine Aufregung ein wenig gelegt hat.... Ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit, auf Ihr point d'honneur. Ich will mich Ihnen ganz anvertrauen. (bei Seite) Ich bin heute auch dermaßen vernagelt.

Breitenfeld.

Sie können mir Ihr Mysterium enthüllen.

Stechbier.

Und das will ich. (bei Seite) Noch immer nichts. (laut) Ich bin in der That noch sehr erschöpft....

Breitenfeld.

Ihre Stimme ist ziemlich ruhig.

Stechbier.

Aeußere Kraftanstrengung, mein lieber unbekannter Freund. Vergeben Sie nur die Zögerung, man weiß in dieser Welt des Mißtrauens nicht....

Breitenfeld.

Nun, ich schwöre beim großen Sue....

Stechbier.

(bei Seite) Sue, ja, du sollst mir helfen. (laut) Wenn Sie meine Lage kennen möchten....

Breitenfeld.

Ich bin begierig.

Stechbier.

Belieben Sie, theurer Freund, alle Ihre Aufmerksamkeit mir zuzuwenden, verlieren Sie nichts, und wenn Sie eine kleine Unordnung in meiner Erzählung bemerken sollten, so erklären Sie es dadurch, daß die erlebten Ereignisse wie Traumbilder bei meinem Auge vorüberzogen....

Breitenfeld.

Leicht begreiflich....

Stechbier.

Auch sind Sie dergleichen am großen Sue gewöhnt. Mein Herr, ich heiße Schwarzenort und schreibe an einem großen Werke: Mysterien von Deutschland.

Breitenfeld.

Herr, ich kann mich kaum fassen. Sie sind ein großer Mann.

Stechbier.

Acceptirt.

Breitenfeld.

Ich will einen Verein stiften, um Ihnen ein Monument zu errichten.

Stechbier.

Solches baue ich selbst durch meine Werke.

Breitenfeld.

Und Sie kamen auch in unsere Stadt, um das Volksleben kennen zu lernen.

Stechbier.

Kam und lernte es kennen.

Breitenfeld.

Und wie fanden Sie die Nation.

Stechbier.

Ich möchte mein Haupt verhüllen und weinen!

Breitenfeld.

Edler Mann, jede Thräne soll durch eine Dankaddresse aufgewogen werden.

Stechbier.

Noch heute ....

Breitenfeld.

Wie? heute? in den Häusern der Armuth.

Stechbier.

Und des Lasters.

Breitenfeld.

Erlebten Sie eine Szene.

Stechbier.

Grausenerregend, erschütternd.

Breitenfeld.

Erzählen Sie.

Stechbier.

Ich ging bei den Fenstern der Kellerwohnungen vorüber, und hörte in einer Spelunke Kindergeschrei ....

Breitenfeld.

Sie eilten hinein ....

Stechbier.

Wie sollte ich mich mäßigen, ich eilte hinein, und

fand einen Mann, der seinen Sohn mit einer Knute peitschte, daß das Blut die Lenden hinablief.

Breitenfeld.

Erschrecklich.

Stechbier.

Nicht wahr! Lassen Sie meinen Seufzern freien Lauf und mir eine kleine Pause.

Breitenfeld.

Sie sind noch nicht am Ende....

Stechbier.

Ach leider nein!

Breitenfeld.

Sie fragten nach der Ursache....

Stechbier.

That's und erfuhr, daß der Junge den Tag über nicht genug erbettelt hätte und dafür so gepeinigt würde. (bei Seite) Gestohlen von Sue.

Breitenfeld.

Sie ergrimmten im gerechten Zorne.

Stechbier.

(leise) Er hilft mir. (laut) Ich ergrimmte, erhob meinen Stock und schlug den Unwürdigen über den Kopf.

Breitenfeld.

Daß er hinsank.

Stechbier.

So ist's.

Breitenfeld.

Brav, bravo.

Stechbier.

Das sagten aber nicht die Nachtwächter, welche in die Stube drangen. Daß ich als Vertheidiger der

Unschuld aufgetreten war, wollten sie nicht gelten lassen, sie hielten mich für einen gemeinen Mörder und ich entrann ihnen nur mit Noth.

Breitenfeld.

Deßhalb der große Aufruhr, ich glaubte anfangs, es sei wegen des lumpigen Einbruchs in der Nebenstraße. Der Lärm schreckte uns vom Kartentische auf und ein geheimer Zug führte mich zu Hause.

Stechbier.

Ich war der Agitator.

Breitenfeld.

Ja, Sie Mann des freien Worts und der kühnen That. Bei mir finden Sie eine sichere Stätte, ein Asyl, so lange Sie wollen, Herr Schwarzenort.

Stechbier.

Schwarzwald.

Breitenfeld.

Sagten Sie nicht Schwarzenort?

Stechbier.

C'est vrai. Mein Autorname ist Schwarzwald.

Breitenfeld.

O, diese feine Wendung! Jenen Schlag haben Sie freilich als Verfasser der deutschen Mysterien geführt. Verweilen Sie hier noch einen Augenblick, wir wollen nachher uns durch ein frugales Abendessen restauriren. Zuvor will ich forschen, ob meine weiblichen Hausgenossen sich zurückgezogen haben; denen verheimliche ich aus Grundsatz dergleichen Vorfälle. (Er drückt Stechbier die Hand) Sie sind ein großer Mann! — Erwarten Sie mich hier wieder und verhalten Sie sich ruhig. (er geht in das Haus.)

Elfte Szene.

Stechbier (allein.)

Auch ich habe nach Grundsätzen gehandelt, speziell nach dem, überall die Unwahrheit zu sagen, wo mein Vortheil es erheischt und kein tolles Abentheuer zu vermeiden. Hier wieder eins, ich bin begierig auf den Ausgang. Das Wort: weibliche Hausgenossen, hat meinen Muth gestärkt. Horch Tritte. Ist es mein bon homme? so schnell zurück....

Zwölfte Szene.

Stechbier. Louise.

Louise.

Schon über halb eilf Uhr und der Lieutenant ist noch nicht hier. Was kann ihn nur abhalten.

Stechbier.

Ein Mädchen, ein weiblicher Hausgenosse. (er hustet)

Louise.

Hu, sind Sie es, saumseliger Herr.

Stechbier.

(leise) Ja, ich bin's.

Louise.

So kommen Sie doch, man erwartet Sie. (faßt ihn bei der Hand) Nur schnell und behutsam.

(Sie gehen in das Haus.)

Dreizehnte Szene.

v. Sonnenstrahl (zur Pforte hinein.)

Gott, ich habe die Stunde versäumt. Man suchte

einen Dieb, ich wurde dafür gehalten und mußte erst meine Ehrlichkeit documentiren. Die Polizei mit ihrer Vorsicht ist mir störend gewesen, Isabella wird mir zürnen, mich vielleicht ganz zurückweisen, und an allen meinen Leiden hat Polizei nur Schuld. (er will in das Haus gehen.)

Vierzehnte Szene.

v. Sonnenstrahl. v. Breitenfeld.
(kommt ihm entgegen.)

Breitenfeld.

Ha, ha, zwar kein Grundsatz aber ein Erfahrungssatz.

Sonnenstrahl.

Wie?

Breitenfeld.

's ist Alles im Hause ruhig.

Sonnenstrahl.

(leise) O weh, der Onkel.

Breitenfeld.

(faßt ihn bei der Hand) Folgen Sie mir, leise, ganz leise.

Sonnenstrahl.

(leise zu ihm) Ganz leise. (sie gehen in das Haus.)

(Der Vorhang fällt.)



Akt 2.

(Ein Saal mit einer Hinterthüre und zwei Seitenthüren, von denen die linke auf eine theilweise sichtbare Gallerie, die rechte in das Schlafzimmer Isabellen's führt. Hinten ein Kamin, vorne auf einem Tische Licht.)

Erste Szene.

Isabella (tritt aus dem Seitenzimmer.)

Er wird kommen. Wie mein Herz schlägt! Ich begehe Unrecht, wie aber hätte ich mich überwinden können, die erbetene Zusammenkunft abzuschlagen. Ueberdies hat mein Gewissen noch ein kleines Hinterpförtchen zum Entschlüpfen. Ich habe keine Erlaubniß ertheilt. Louise, prächtiges Mädchen!... Was mag August nur so lange aufhalten, um 10 Uhr, sagte Louise, würde er kommen, und es ist schon weit später. Vielleicht wartet er im Garten. Louise ist hinabgegangen um ihn her zu führen. Sie bleibt lange aus, meine Angst vergrößert sich. Horch, ich höre Tritte.... (sie geht an die Thüre im Hintergrund.)

Zweite Szene.

Isabella. Louise.

Louise.

(leise) Er ist da.

Isabella.

Ach Gott, Louise, mir ist so bange.

Louise.

Singen Sie ein Eia Popeia dem Gewissen, denn nichts halb zu thun ist edler Geister Art.

Isabella.

Wo bleibt August?

Louise.

Er wartet draußen. Ich sagte, ich müsse Sie vorbereiten, ich hätte Ihnen noch nichts mitgetheilt.

Isabella.

Die Nachtkälte schadet ihm.

Louise.

Die Hitze des Herzens erhält ihn. Armer Lieutenant, er war so ungestüm, so dringend.

Isabella.

Deine Redseligkeit ....

Louise.

Auch ungestüm, nun .... (sie öffnet die Thüre) Hier herein, Herr Lieutenant.

Isabella.

Ich zittere.

Louise.

So, da sind wir.

Dritte Szene.

Stechbier. Vorige.

Stechbier.

Ich verursache so viel Mühe.

Isabella und Louise.

Ach!

(Kleine Pause.)

Louise.

Barmherzigkeit, das ist der rechte nicht.

Isabella.

Louise, was hast Du gethan.

Louise.

Der Miether von heute Abend. Ich verstehe nicht....

Isabella.

Louise, erkläre mir.

Louise.

Frag' nach allen Schrecknissen der Hölle.

Isabella.

Mein Herr, was führt Sie hieher, zu dieser Stunde, in dieses Zimmer.

Stechbier.

(bei Seite) Solch ein Empfang ist mir just recht. (laut) Schönste der Schönen, mich haben Sie auserkoren, ich staune darüber nicht, aber so viel Güte macht mich, ma foi, entzückt. — Herr Gemahl nicht zu Hause.

Louise.

Die Dame ist nicht vermählt.

Stechbier.

Herr Vater, Frau Mutter vielleicht....

Louise.

Das Fräulein hat weder Vater noch Mutter.

Stechbier.

Seltsamer Casus. Also ganz allein.

Louise.

O bewahre! Im untern Stock wohnt der Portier.

Isabella.

Auch mehre Bediente, wir dürfen nur klingeln.

Louise.

Die Nachbarn sind sämmtlich wach, wir dürfen nur rufen.

Stechbier.

(bei Seite) Ach es wäre doch schade, wenn ich nicht reussirte. (laut) Sie erwarteten Jemand....

Louise.

Ja! aber nicht Sie.

Stechbier.

Ah bah! es macht sich auch.

Louise.

Und unter solchen Umständen.

Stechbier.

Verzeihen Sie einen Augenblick. Nur die Erklärung will ich abgeben, daß diese Zusammenkunft durch ein merkwürdiges Abentheuer herbeigeführt ist.

Louise.

Wir interessiren uns leider für kein Abentheuer.

Stechbier.

Das Meinige ist äußerst interessant. Auch will mir fast scheinen, als wenn hier gleichfalls ein Abentheuer gespielt wurde, ein Drama, dessen dritter Akt

jetzt spielt, da ich als Deus ex machina die Verwikkelung in den unlösbarsten Knoten zusammenschürze.

Isabella.

Mein Herr!

Stechbier.

En deux mots, mir scheint's, daß ich die Rolle eines Andern eingenommen habe.

Isabella.

Sie vergessen, mein Herr.... Sie erlauben sich Aeußerungen.... ich erwarte Niemand.

Louise.

Gewiß, und selbst wenn Sie in keiner unerlaubten Absicht hergekommen sind, wenn Ihre Anwesenheit zufällig herbei geführt wäre, so könnten wir von Ihnen in der That ein anderes Betragen erwarten.

Stechbier.

Ich glaube an keinen Zufall, mein Hiersein ist nothwendig, wenn auch unfreiwillig, aber noch keiner entrann dem Geschicke. Ich versichere auf Ehre, daß mir diese Szene äußerst komisch vorkommt, Ihnen vielleicht nicht in demselben Grade, leicht begreiflich, jedes qui pro quo hat seine unangenehme Seite, es sind die Dornen, die man bei den Rosen in den Kauf bekömmt. Doch kurz, Ihre Gartenthüre war offen....

Louise.

(bei Seite) Mißverstandene Absicht.

Stechbier.

Ich war gedrungen, mich zu verbergen und trat ein.

Louise.

Als wenn Sie Besitzer des Gartens wären.

Stechbier.

Liebes Kind, kann ich Besitzer jeder Erdscholle sein, die ich betrete? Also weiter, da kam das Fräulein in meine Nähe, sie schien mir ein Wesen höherer Art, so leicht hin wandelte sie, so ätherisch schwebte sie über dem Boden. Ich fühlte mich angezogen von der lieblichen Gestalt, und als sie auf mich zukam und mir zuflüsterte: Sind Sie's ....

Louise.

Da antworteten Sie: Ja.

Stechbier.

Wie natürlich, sollte ich etwa nein sagen. Man führte mich schnell und behutsam ....

Louise.

Ja, ja.

Stechbier.

Mit Vorsicht durch Gänge, über Treppen bis in dieses Zimmer, und da bin ich nun. Welch mächtig Grauen packt, schöne Damen, Sie, alles ist ohne Hexerei, nicht einmal mit Geschwindigkeit zugegangen.

Louise.

Es ist wahr, ich bin schuldig.

Stechbier.

Während des Herführens geschah es, daß mir öfters die Hand gedrückt wurde ....

Louise.

Wie, mein Herr!

Stechbier.

Ich deutete mir das so: Man interessirt sich für Sie, zeigen Sie sich dessen werth. Das behagte mir und ich antwortete in derselben Zeichensprache: Ich

werde äußerst geehrt, ich werde mich verdient machen. (zu Louise) Nicht wahr, so übersetzten auch Sie? Ich kam in dieses Zimmer.

Isabella.

Wo Sie mich trafen.

Stechbier.

Mir zur großen Ehre. Sie sehen demnach, daß ich total unschuldig bin, und ich sehe daß die schönen Vorbereitungen leider nicht für mich getroffen waren, daß ich vielmehr Störenfried eines Liebesromans geworden, der bis dahin auf's Beste ausgesponnen war.

Isabella.

(leise) Welche Lage. (laut) Ich gebe in der That zu .... Was soll ich sagen, Louise .... Wie seltsam sich auch alle Umstände in einander gefügt haben, so ist's doch möglich, so darf ich doch nicht an der Wahrheit Ihrer Aussage zweifeln.

Stechbier.

Ich sprach die Wahrheit (bei Seite) zufälligerweise.

Isabella.

Ich bedaure nur, daß mein Kammermädchen ohne mein Wissen Veranlassung zu einer solchen Verwechselung gegeben hat.

Louise.

Die Katze verbrennt die Pfoten, wenn sie die Kastanien aus der Asche holt.

Isabella.

Ich bedaure ferner, daß Sie Ihre kostbare Zeit verloren haben.

Stechbier.

Ich hätte sie auf Ehre nicht besser anwenden können, mein Schicksal ist stets beneidenswerth.

Isabella.

Und bitte Sie um Entschuldigung.

Stechbier.

Serviteur. Mancher Andere wäre wol gern an meinem Platze. (er setzt Hut und Stock weg) Pardonnez, mein Fräulein, doch das Geschick behandelt mich stets wie eine Großmutter, ich werde verhätschelt. So auch diesesmal. Kaum hatte ich mit Noth den Zufluchtsort erreicht, der mir frei stand, so bereiteten sich mir Freuden dar, um die mich der Glücklichste beneiden dürfte.

Isabella.

Das Geschick ist weniger gütig, als Sie dankbar. Die paar Augenblicke Ihrer Anwesenheit. (sie gibt Louisen ein Zeichen, dem Secretair den Hut zu reichen. Louise thut es, Stechbier nimmt ihn nicht ab.)

Stechbier.

Diese Augenblicke, welche Ihre Güte mir bereitet hat, würde ich mit meinem Leben erkauft haben.

Isabella.

Meine Güte bereitet? 's ist wol ein Mißverständniß, der Zufall hat es gefügt.

Louise.

Gott wache über die Welt und schütze Ihr Leben.

Isabella.

Louise, Du wirst dem Herrn leuchten und ihn zurück führen.

Louise.

(reicht den Hut) So sicher wie zuvor und ohne Zeichensprache.

Stechbier.

(zu Louise) Bitte, bemühen Sie sich nicht.

Isabella.

Die Nacht ist dunkel, erlauben Sie dem Kammermädchen, Sie würden in dem großen Hause irren.

Stechbier.

(nimmt den Hut nicht an) Sie sind zu gütig.

Louise.

(den Hut aufdringend) Sie scheinen an Mißverständnissen zu leiden. (sie deutet auf die Thüre.)

Stechbier.

Verstehe, doch geht's so in der That nicht.

Isabella.

Was hindert Sie?

Stechbier.

Es thut mir leid, Ihnen beschwerlich gefallen zu sein, es thut mir noch mehr Leid, Ihnen ferner beschwerlich fallen zu müssen.

Isabella.

Was wollen Sie sagen.

Stechbier.

Einfach, daß ich hier bleiben muß.

Louise.

Nun, das ist stark.

Isabella.

Wie, hier bleiben? Wider meinen Willen. Ich muß Sie bitten....

Stechbier.

Ich bin außer mir, Ihr Mißfallen zu erregen, aber ich kann nicht anders handeln.

Isabella.

Nicht anders handeln?

Stechbier.

Bis morgen frühe.

Louise.

Fräulein, ich werde sogleich Hülfe holen.

Isabella.

Bleibe Louise, Du stürzest uns in Unannehmlichkeiten. Mein Herr! Sie sind ein gebildeter Mann und von einem solchen beanspruche ich alle Rücksichten, welche dem Weibe gebühren. Sie haben sich weit vergessen .... Lassen Sie mich aussprechen, die Art mit welcher Sie sich einführten, die Meinung, welche Sie zu hegen scheinen, Alles das kann ich entschuldigen.

Louise.

Wir haben es aus den Mysterien gelernt.

Isabella.

Aber wenn Sie Mißbrauch treiben wollen mit der Stellung, in welcher wir uns gegenüber befinden, wenn Sie meinem ausgesprochenen Willen entgegen handeln, wenn Sie der Meinung sind, eine Uebereilung von mir, die Sie hieher geführt hat, könne Sie größere Rechte erwarten lassen, so begehen sie eine Schlechtigkeit, die so niedrig ist, eine Feigheit, die jedes Mannes so unwerth, daß ich selbst an Ihren frühern Worten zweifeln muß.

Louise.

Ein gut Stück Arbeit.

Isabella.

Mein Betragen könnte ich vor Jederman, offenbaren, darum erfahren auch Sie es.

Louise.

(leise) Nichts ist so fein gesponnen.

Isabella.

Der Mann, den ich erwarte....

Stechbier.

Also doch?!

Isabella.

Soll in kurzer Zeit mein Gemahl werden. Ich entschloß mich zu dieser Zusammenkunft aus triftigen Gründen.

Louise.

Ein Manöver....

Isabella.

Eine Abreise, eine Trennung für längere Zeit.

Louise.

Vielleicht gar ein Todesfall.

Isabella.

Es war die erste Zusammenkunft, es wird vielleicht auch die letzte sein.

Louise.

Im Brautstande, so Gott will.

Isabella.

Nun, mein Herr, bleibt Ihnen freie Wahl, ich erwarte Ihre Antwort.

Louise.

Punktum.

Stechbier.

Hm. (bei Seite) Ich entsage. (laut) Mein Fräu-

lein, ich habe Unrecht begangen, am Ende verzeihlich, mir wird die Thüre gewiesen, leicht erklärlich, ich gehe, das versteht sich, draußen lauern mir Häscher auf, mir „Mann des freien Wortes und Mann der kühnen That.“ (bei Seite) War's nicht so? (laut) Sie haben mir Achtung eingeflößt, ich öffne reuig die Augen und empfehle mich Ihnen.

Louise.

Gut gebrüllt, Löwe.

Isabella.

Ihr Hut.

Stechbier.

(nimmt ihn) Merci. Doch halt, Reue ohne Besserung ist ein Unding. Wie soll ich meinen Fehler gut machen. Hm, ich hab's. Vielleicht wartet Ihr Bräutigam noch unten im Garten. (bei Seite) Auch mein Wirth. (laut) Eine off'ne Erklärung. (bei Seite) Schade um das schöne Abendessen.

Isabella.

Sie haben Recht, bleiben Sie noch einen Augenblick, jetzt bitte ich Sie darum, es kann Alles ein fröhliches Ende nehmen. Louise, eile hinab in den Garten, sieh' nach, ob August noch wartet.

Louise.

Ich fliege.

Isabella.

Bring' ihn her.

Louise.

Auf den Flügeln der Liebe.

Stechbier.

Und um's Himmelswillen, kein Mißverständniß, fragen Sie nach Vor- und Zunamen.

(Louise ab.)

Vierte Szene.

Isabella. Stechbier.

Stechbier.

(legt wieder den Stock ab) Prächtiges Kammermädchen das, witzig und belesen, ein wenig naseweis, haben Sie das Mädchen schon lange um sich?

Isabella.

(zerstreut) O ja, ziemlich .... O Gott, August wird sich schon entfernt haben, es ist eilf Uhr, um zehn Uhr hatte er versprochen zu kommen.

Stechbier.

Die Liebe dauert lange aus.

Isabella.

Eine Stunde sollte er warten, ich kann's nicht glauben.

Stechbier.

Wenn er Ihre Sehnsucht kennt, gewiß.

Isabella.

Ach, es ist nicht wahrscheinlich.

Stechbier.

Aber zu hoffen. Uebrigens hängt es, mein Fräulein, davon ab, wie Ihre Liebe entstanden ist. War es ein Blitzstrahl beim ersten Begegnen, der in beiden Herzen zu gleicher Zeit zündete oder war es das allmählige, bis zur Weißgluth gesteigerte Erwärmen des

Gefallens. Die Psychologen sind in dem Punkte uneinig und es wäre interessant, hier einen neuen Fall zu beobachten, der einer von beiden Partheien Succurs verschaffte.

Fünfte Szene.

Vorige. Louise. (tritt herein.)

Louise.

Ach, Fräulein, es ist aus.

Isabella.

Was gibt's Louise?

Louise.

Ihr Onkel ist mir auf den Fersen.

Stechbier.

Also auch ein Onkel ist im Spiel, der darf bei keiner Komödie fehlen.

Isabella.

Nicht möglich.

Louise.

Ich bin im ersten Stockwerk auf dem Flur, und will leise die Treppe hinabschleichen, da höre ich eine Thür öffnen, ich horche, und vernehme Ihren Onkel, der übrigens nicht allein war. Er sagte zu dem Fremden: »Guten Appetit kann man Ihnen nicht absprechen, wolle Gott Ihnen eben solchen Schlaf verleihen, oben werde ich Ihnen Ihr Zimmer anweisen.« Ich kehrte so schnell als möglich um, um Ihnen zu melden.

Stechbier.

Also noch ein Zweiter. Nun wird mir Alles klar. Nicht wahr, Ihr Onkel liest leidenschaftlich die Mysterien.

Louise.

Ach leider Gottes!

Stechbier.

Und Ihr Bräutigam sollte durch das Gartenpförtchen, oder Gnadenpförtchen, eingelassen werden.

Louise.

(an der Thüre horchend) Sie kommen die Treppe herauf.

Stechbier.

Kein Zweifel mehr. Er nahm meine Stelle ein, ich die seinige, Beide waren nicht am Platze.

Louise.

Braver Mann, sagt der Onkel; beide lachen.

Isabella.

O, ich bitte Sie, welche Verlegenheit, mein Onkel.... Verbergen Sie sich.

Stechbier.

Kein Weg, kein Steg.

Isabella.

(nach der Gallerie hinaufzeigend) Dort hin.

Louise.

Das hieße, dem Onkel in die Hände laufen. Nein dorthin. (sie zeigt auf die andere Seitenthür.)

Isabella.

In mein Schlafkabinet?

Stechbier.

Kein anderer Zufluchtsort wäre....

Louise.

Ohne Vorrede, hinein.

Isabella.

Aber mein Kabinet.

Stechbier.

Das Geschick verhätschelt mich, Fräulein.

(Louise öffnet die Thüre und lehnt sie wieder an, nachdem Stechbier hineingegangen.)

Isabella.

Ich bin mehr todt, als lebend.

(Louise löscht die Lichte aus, beide Frauen ziehen sich in den Hintergrund zurück.)

Sechste Szene.

v. Breitenfeld. v. Sonnenstrahl. Isabella. Louise. (die beiden letzten in der Ecke.)

Breitenfeld.

(Mit einem Wachsstock, schließt beim Eintreten die Thüre zu) Wie wird es Ihnen möglich, so lange zu essen, ohne ein Wort zu sprechen.

Sonnenstrahl.

Ei nun!

Breitenfeld.

Merkwürdig, Sie haben eine frappante Aehnlichkeit mit .... Wären Sie Militair, man könnte sie fast verwechseln.

Sonnenstrahl.

Naturspiel.

Breitenfeld.

Doch, Offiziere schreiben höchstens Gedichte, keine Tendenzwerke.

Sonnenstrahl.

(bei Seite.) Wer kann aus dem Manne klug werden.

Breitenfeld.

In Ihrem Zimmer zünde ich ein Kaminfeuer an,

dann wollen wir uns traulich unterhalten. Sie erzählen mir viel von Ihrem Werke.

Sonnenstrahl.

Ach, ich bin schläfrig.

Breitenfeld.

Leicht erklärlich nach solcher Geistes-Anstrengung.

Sonnenstrahl.

Ja, ich bin echauffirt.

Breitenfeld.

Schreiben und sprechen ist leichter als handeln. Ich habe leider bis jetzt nur gesprochen und geschrieben.

Sonnenstrahl.

Etwas viel sogar.

Breitenfeld.

O bitte, die Quantität muß die Qualität vergessen machen.

Sonnenstrahl.

Motto für eine Unzahl Literaten.

Breitenfeld.

Ach, wie schwer wird es zur Motto-Ehre zu gelangen. Doch kommen Sie, das Gespräch hält uns auf.

Sonnenstrahl.

Ich lasse mich ruhig führen.

Breitenfeld.

Mir zur großen Ehre. (sie gehen links ab auf die Gallerie.)

Siebente Szene.

Isabella. Louise.

Isabella.

Er war's.

Louise.

Herr von Sonnenstrahl.

Isabella.

Ich erkannte seine Stimme.

Louise.

Ich seine Gestalt.

Isabella.

Ach, Louise.

Louise.

Ach Fräulein, ob der Onkel jetzt weiß?

Isabella.

Gewiß Alles. Auch ich verstehe jetzt etwas besser, was der fremde Herr sagte.

Louise.

Apropos, der fremde Herr. Er muß hinausgeführt werden.

Isabella.

Ja wohl, wir wollen die Zeit benutzen. Liebe Louise, mache schnell.

Louise.

Ach, da fällt mir ein, der Onkel hat die Thüre abgeschlossen.

Isabella.

Wirklich zugeschlossen?

Louise.

Ganz fest, keine Hoffnung sie zu öffnen.

Isabella.

Hast Du einen Schlüssel?

Louise.

Dem schwachen Weibe einen Schlüssel anvertrauen? der Onkel!!

Isabella.

Was thun?

Louise.

Ich weiß nicht.

Isabella.

Hat Dich die Schlauheit verlassen.

Louise.

Es scheint fast so.

Isabella.

Er darf nicht hier bleiben.

Louise.

Ohne Zweifel. Es bleibt nur ein Rath, daß der Fremde zum Fenster hinausspringt.

Isabella.

Zwei Treppen hoch!

Louise.

Ich will es ihm vorschlagen.

Isabella.

Ach, der Onkel.

Louise.

Schon zurück, o weh!

(Sie kauern sich wieder in den Winkel.)

Achte Szene.

Vorige. v. Breitenfeld.

Breitenfeld.

Der Mann hat sein Betragen total verändert. Große Menschen haben große Grillen. Was schadet's am Ende. Morgen werde ich ihn in seiner ganzen

Herrlichkeit genießen können, jetzt war er gar zu abgespannt. Also morgen!

Isabella.

(leise zu Louise) Können wir nicht in das Kabinet hineinschlüpfen.

Louise.

(zu Isabella) Geht nicht an, die Thüre knarrt.

Breitenfeld.

Der Vorfall giebt mir prächtigen Stoff zum Schreiben. Glücklich der, dem dergleichen in den Weg läuft. Nun zu Bett.

(Beim Hinausgehen bemerkt er Isabella und Louise.)

Mädchen ihr hier?!

Isabella.

Guten Abend, lieber Onkel.

Louise.

Guten Abend, Herr von Breitenfeld.

Breitenfeld.

Was schafft ihr hier?

Isabella.

Wir, wir gingen zufällig .... Weßhalb sind Sie heute so früh zu Hause gekommen?

Breitenfeld.

Weßhalb seid Ihr so spät noch nicht im Bette? He!

Isabella.

Wie ich sagte, es war zufällig, wir konnten nicht schlafen.

Louise.

Ja, ganz recht, wir konnten nicht schlafen, weil wir vergessen hatten, wie gewöhnlich, die heutige Theater-Zeitung zu lesen.

Breitenfeld.

Habt Ihr mich in dieses Zimmer kommen sehen, (bei Seite) wie schade, wenn mein Geheimniß verrathen wäre. (laut) Wie? Seid also noch nicht lange hier?

Louise.

Gott bewahre.

Isabella.

Sie haben heute also nicht gespielt?

Breitenfeld.

Nein, was kann das Dich kümmern. Es ist seltsam, Ihr habt mir noch nicht gesagt, was Ihr hier wolltet.

Louise.

Nichts einfacher als das.

Breitenfeld.

Im Gegentheil, ich finde es höchst sonderbar, mich auf jedem Schritte zu belauschen, mir stets zu folgen, auch wenn ich allein sein will; o über die weibliche Neugierde!

Isabella.

Aber lieber Onkel, Sie tadeln uns ohne Grund, wir hörten, wir waren nicht gewiß, ob Sie schon zu Hause gekommen seien.

Louise.

Wir dachten es aber sogleich, und wollten zusehen, ob Ihnen etwas widerfahren sei, da Sie wider Gewohnheit so frühe heimgekehrt sind.

Breitenfeld.

So, also das war's. Keine gewöhnliche Neugier?

Louise.

Ei, wie doch? Pure Sorgfalt.

Isabella.

Ach ja, lieber Onkel, nur Sorgfalt für Sie, ist Ihnen etwas zugestoßen?

Breitenfeld.

Ich danke Euch Kinder, ich danke. Sehe ich wirklich angegriffen aus, mir ist nichts zugestoßen, nichts, obgleich in der That dieses Haus manches Geheimniß verbirgt. Nun laßt's nur gut sein, Ihr erfahret wohl ein andermal davon.

Louise.

Wir sind auch gar nicht neugierig.

Breitenfeld.

Nun gute Nacht. Aber Isabella, warum hattest Du Dich in jene Ecke versteckt?

Isabella.

In jene Ecke?

Louise.

Ach sagen Sie's nur immerhin, Fräulein, ha, ha, es war ein Spaß! Ha, ha!

Breitenfeld.

Spaß.

Isabella.

Ja Onkelchen, nur Spaß.

Louise.

Wir wollten probiren, ob Sie auch furchtsam wären.

Breitenfeld.

Mädchen, was fällt Euch ein, Ihr wollt mit Männern spielen. Aber nicht wahr, ich habe die Probe gut bestanden?

Louise.

Ausgezeichnet, Herr von Breitenfeld.

Breitenfeld.

Komm, Isabella, ich werde Dich in das Kabinet führen.

Isabella.

(erschrickt) Ach Gott.

Louise.

Das geht durchaus nicht, wir können nicht schlafen.

Breitenfeld.

Es ist sehr spät.

Louise.

Die heutige Tagesnummer muß erst gelesen werden. Ohne dieses Opium schlafen wir nicht.

Breitenfeld.

So leset in Gottes Namen. Zeigt mir auch in aller Eile, was sie enthält.

Isabella.

(verwirrt) Wir haben sie nicht hier.

Breitenfeld.

Vielleicht im Kabinet. (er geht nach der rechten Seite.)

Isabella.

O wär's doch bald vorbei.

Louise.

Nein, nein, wir ließen das Blatt Abend's im Garten liegen. Vielleicht ist Herr von Breitenfeld so gütig es heraufzuholen.

Breitenfeld.

O zeige Deinen Muth, Louise, in der Gespensterstunde hinunter zu gehen. Probe um Probe.

Louise.

Hu, ich ängstige mich.

Breitenfeld.

Schwaches Wesen.

Louise.

Aber ich gehe. (sie zündet ein Licht an, und geht zur Thüre.) Die Thüre ist verschlossen.

Breitenfeld.

Richtig, habe ich aus Vorsicht gethan. Hier der Schlüssel.

Louise.

(zu Isabella) Unterwegs besinne ich mich, halten Sie ihn etwas hin.

Breitenfeld.

So geh' doch, wie langsam.

(Louise geht hinaus.)

Neunte Szene.

v. Breitenfeld. Isabella.

Breitenfeld.

(bei Seite) Die Mädchen führen etwas im Schilde, selbst Louise ist verwirrt. (laut) Isabella, mein Kind, fehlt Dir etwas, Du bist zerstreut.

Isabella.

Ich, Onkelchen, zerstreut, ich war noch f st niemals mehr zusammen.

Breitenfeld.

Sage was Du willst. Du bist verändert. Du stockst in der Rede.

Isabella.

Ein wenig Halsschmerz.

Breitenfeld.

Du zitterst.

Isabella.

Der Nachtfrost.

Breitenfeld.

Wenn Du etwas auf dem Herzen hast, sage mir. Vielleicht, Isabella, haben wir gegenseitig Geheimnisse auszutauschen.

Isabella.

(bei Seite) Soll ich sagen.

Zehnte Szene.

Vorige. v. Sonnenstrahl. (erscheint auf der Gallerie.)

Sonnenstrahl.

Wie, Isabella und Herr von Breitenfeld! Mag's nun gehen, wie es will, ich stehle mich hinweg. (er tritt durch die Thüre.)

Breitenfeld.

(erblickt ihn, will auf ihn zu) Halt Unglücklicher, wo wollen Sie hin?

Isabella.

Gott, es ist August.

Breitenfeld.

(führt Sonnenstrahl in den Vordergrund) Sie sind Ihrem Asyl entlaufen.

Sonnenstrah .

Besser gesagt meinem Gefängnisse.

Breitenfeld.

Sie wagen sich zu zeigen, sich jeder Gefahr auszusetzen, nach dem was Sie gethan haben.

Sonnenstrahl.

Was ich gethan, mein Herr, will ich vor aller Welt verantworten.

Breitenfeld.

Soll denn Jedermann wissen, daß Sie in mein Haus gekommen sind?

Sonnenstrahl.

Mein Herr, ich dulde diese Behandlung nicht länger, ich bin ohne böse Absicht gekommen.

Breitenfeld.

Glauben Sie dem Schicksal zu entlaufen, das Sie erwartet.

Sonnenstrahl.

Ich werde jeder Gewalt trotzen.

Breitenfeld.

Auch dem verblendeten Volkshaufen, der Polizei, der Justiz?

Sonnenstrahl.

Will man mir denn an mein Leben?

Breitenfeld.

Zweifeln Sie daran? wenn jener Unglückliche gestorben ist.

Sonnenstrahl.

Was kümmert das mich.

Isabella.

O Gott, was haben die Beiden.

Breitenfeld.

Wenn der Elende sein Leben ausgehaucht hat, unter dem gezückten Dolche der Rache.

Sonnenstrahl.

Es wäre freilich schrecklich.

Breitenfeld.

Nicht wahr, schauderhaft. Die gewöhnliche Welt kennt nicht die Größe solcher That, sie sieht nicht auf die Motive, sondern auf die Handlung, für sie ist es kein Heroismus, sondern eine gemeine Schandthat. Und auch ich würde verwickelt, ich würde als Mitschuldiger betrachtet, schreckliche Lage. Mein Herr, eine Person kennt schon theilweise Ihr Abentheuer, meine Nichte, die ich Ihnen vorzustellen die Ehre habe, ich rechne auf ihre Discretion. Isabella, mein Kind, ein Unglück ist vorgefallen, jener Herr ist compromittirt, ich selbst bin es, bei Deinem Leben, sprich niemals davon. Du weißst jetzt genug, der Herr ist der edelste Menschenfreund, ich bin sein Hülfeleister, schwatze niemals, namentlich nicht zu der zungenfertigen Louise. Ich höre sie heraufkommen, schnell die Thüre zu. (er thut's.)

Sonnenstrahl.

Isabella, so sehen wir uns wieder.

Louise.

(hinter der Szene) Ich bin zurück.

Breitenfeld.

(nach vorne) Pst. (gegen die Thüre) Du darfst nicht hereinkommen.

Louise.

Ich habe das Journal nicht gefunden.

Sonnenstrahl.

Isabella, ich verstehe kein Wort.

Breitenfeld.

(wie oben) Pst, kein Wort. So suche in meiner Bibliothek, vielleicht findest Du es dort. Doch komme nicht herauf, verweile noch unten.

Louise.

Aber ich will schlafen.

Isabella.

(leise zu Sonnenstrahl) Ich verstehe etwas mehr.

Breitenfeld.

(wie oben) Pst! wer heißt Dich schlafen in dieser Stunde.

Louise.

Nun denn Adieu.

Breitenfeld.

Adieu, Gott sei Dank, die ist abgethan. (er tritt in den Vordergrund) Wir haben keine Zeit mehr zu verlieren. Da nehmen Sie Ihren Hut. (er reicht Sonnenstrahl den Hut Stechbier's.)

Isabella.

(bei Seite) O weh, der Hut des Fremden.

Breitenfeld.

Es wäre unter diesen Umständen eine Thorheit, sich der Gefahr auszusetzen. Nicht wahr, Isabella. Nehmen Sie Ihren Hut. Ein sicherer Ort ist jetzt das Einzige.

Sonnenstrahl.

Wie, soll ich noch einmal versteckt werden?

Isabella.

(macht Sonnenstrahl verstohlene Zeichen, den Hut anzunehmen) Er sieht nicht.

Breitenfeld.

Sie sind so bleich, ich bemerkte es bisher nicht. Ein Glas Wein.

Sonnenstrahl.

O bitte, keine Bemühungen.

Breitenfeld.

Isabella, in meinem Zimmer steht eine Flasche und Gläser vom Abendessen. Eile hin und hole sie schnell. Wenn Du Louise triffst, so sage, mir wäre unwohl, mir!

Sonnenstrahl.

Mein Fräulein, ich bedarf dessen wirklich nicht.

Breitenfeld.

Für alle Fälle, so gehe doch.

Isabella.

Ja lieber Onkel.

Breitenfeld.

In meinem Zimmer.

Isabella.

(im Abgehen) Wie wird das enden. (sie öffnet die Thüre und geht hinaus.)

Elfte Szene.

v. Breitenfeld. v. Sonnenstrahl.

Breitenfeld.

Inzwischen wollen wir in Ihr Zimmer zurückgehen. Morgen bringe ich Ihnen Nachricht, ob der Mann getödtet ist. Teufel, es wäre doch arg, ich als Mitschuldiger.

Sonnenstrahl.

Sie sind sehr gütig.

Breitenfeld.

O sprechen wir nicht davon, ich bitte Ihren Hut zu nehmen. Vor allen Dingen jetzt zu Bette. Aber Ihren Hut.

Sonnenstrahl.

Danke, ich halten meinen in der Hand.

Breitenfeld.

Entschuldigung, ich bin zerstreut, es ist der Meinige. (er setzt ihn auf) Nein, es ist nicht der Meinige, er paßt nicht.

Sonnenstrahl.

(bei Seite) Ich muß hinaus; morgen früh zum Manöver.

Breitenfeld.

Was soll das heißen, der Hut gehört keinem von uns Beiden?

Sonnenstrahl.

(bei Seite) Könnte ich Isabella nur sprechen.

Breitenfeld.

Wessen Hut ist dies, wo steckt der Eigenthümer, ein Mann bei meiner Nichte.

Sonnenstrahl.

Was? ein Mann?!

Breitenfeld.

Bei meiner Nichte! (er will die Thüre des Kabinets öffnen, sie wird zurückgeschoben) Wirklich, drin steckt Jemand.

Sonnenstrahl.

Wo, was sagen Sie?!

Breitenfeld.

Es ist richtig.

Sonnenstrahl.

Bedenken Sie, welche Beschuldigung.

Breitenfeld.

Hier ist sein Hut, er schob die Thüre zurück, als ich sie öffnen wollte.

Sonnenstrahl.

Wer ist der Bube.

Breitenfeld.

O, ich kenne ihn, ich ahne Alles, wider meine Befehle so zu handeln, mein Erziehungs-System über den Haufen zu stoßen.

Sonnenstrahl.

Wer, o sprechen Sie.

Breitenfeld.

Es ist gewiß nicht zum ersten Mal.

Sonnenstrahl.

Wär's möglich.

Breitenfeld.

's ist wahr, ist wahr.

Sonnenstrahl.

Vielleicht ein Dieb.

Breitenfeld.

O nein, kein Dieb, das Mädchen liebt ihn.

Sonnenstrahl.

Sie liebt ihn.

Breitenfeld.

Ja, ja leider, mir zum Trotze.

Sonnenstrahl.

Die Treulose

Breitenfeld.

Ich sehe, Sie fühlen mit mir, wie tief ich gekränkt bin. Sie sollen auch sehen, wie ich mich rächen werde.

Sonnenstrahl.

Nein, lassen Sie; mir allein kommt die Züchtigung dieses Elenden zu, mir allein, ich trete dieses Recht an Niemanden ab.

Breitenfeld.

Ich als der Onkel....

Sonnenstrahl.

Ich habe größere Rechte.

Breitenfeld.

In Ihrer Lage.

Sonnenstrahl.

Der Vorfall läßt Alles vergessen.

Breitenfeld.

Edler Mann.

Sonnenstrahl.

Er entrinnt mir nicht.

Breitenfeld.

Bewundernswerth.

Sonnenstrahl.

Ich setze mein Leben dagegen.

Breitenfeld.

Nun erkenne ich den kühnen Mann wieder.

Sonnenstrahl.

Solche Handlung überschreitet alle Grenzen.

Breitenfeld.

Der Pietät und des Anstandes.

Sonnenstrahl.

Ich bethörter Schwärmer, ich habe an Reinheit des Gefühls geglaubt.

Breitenfeld.

Wieder eine Hoffnung gesunken!

Sonnenstrahl.

Und mit ihr mein Lebensglück. Aber Rache muß ich üben.

Breitenfeld.

Und ich will meine Nichte währenddeß ....

Sonnenstrahl.

Bringen Sie sie nicht hieher. Mir ist's unmöglich sie zu sehen. Aber Degen bringen Sie, zwei Degen, sie sollen benutzt werden.

Breitenfeld.

Ihnen füge ich mich willig.

(Er geht hinaus.)

Zwölfte Szene.

v. Sonnenstrahl, darauf Stechbier.

Sonnenstrahl.

Oeffnen Sie, keine Antwort, öffnen Sie, wenn Sie noch ein Fünkchen von Ehre haben.

Stechbier.

(hervortretend) Point d'honneur, das ist freilich ein Beschwörungswort.

Sonnenstrahl.

Der Herr aus dem Garten, also war doch mein Argwohn begründet!

Stechbier.

Der Aprikosen-Mann! Sie erkundigen sich hier wol nach dem Preise der Früchte.

Sonnenstrahl.

Mein Herr, wer sind Sie?

Stechbier.

Schon einmal vorgewesen, unten im Garten, und abgelehnt.

Sonnenstrahl.

Ich habe ein Recht, danach zu fragen.

Stechbier.

Doch nur als Mensch, wie ich hoffe, und in keiner spezielleren Qualität.

Sonnenstrahl.

Sie werden begreifen, daß ein Mann, welcher zu dieser Stunde aus diesem Kabinet heraus kommt, Rechenschaft darüber ablegen muß, was ihn hiehergeführt.

Stechbier.

Und wenn ich es nicht begreife.

Sonnenstrahl.

Sie werden sich mit mir schlagen.

Stechbier.

Gott bewahre.

Sonnenstrahl.

Sogleich auf dieser Stelle.

Stechbier.

Durchaus nicht meine Meinung.

Sonnenstrahl.

Also nicht nur frech, sondern auch feige.

Stechbier.

Wie könnte es mir in den Sinn kommen, um

solcher Bagatelle willen mein kostbares Leben auf's Spiel zu setzen.

Sonnenstrahl.

Eine Bagatelle? Herr mein zerstörtes Lebensglück.

Stechbier.

Ich schlage mich niemals, aus Grundsatz.

Sonnenstrahl.

So verdienen Sie exemplarische Züchtigung.

Stechbier.

Vergreifen Sie sich an mir.

Sonnenstrahl.

Elender Mensch, und mir einen solchen Buben vorzuziehen.

Stechbier.

Die Injurie hat leider Niemand gehört.

Sonnenstrahl.

Warum sagten Sie mir Ihre Absicht nicht Abends als wir im Garten zusammentrafen.

Stechbier.

Man soll also Jeden anpacken und ihm seine Absichten auskramen, 's ist klassisch, sagt der große Nestroy.

Sonnenstrahl.

Ich liebe Isabella so sehr, daß ich ihr diese Schande erspart, daß ich ihr verziehen hätte, ich wäre mit meinem Kummer davon gegangen und hätte das Geheimniß sicherer bewahrt, als einer von Ihnen es vermöchte.

Stechbier.

So, nun werden Sie vernünftiger, es wird leichter uns zu verständigen.

Sonnenstrahl.

Könnte ich mich nur in den Wahn versetzen, daß Sie sich hier eingeschlichen hätten.

Stechbier.

Au contraire, ich bin hineingeführt.

Sonnenstrahl.

Daß Isabella Sie nicht erwartet hätte.

Stechbier.

Das arme Mädchen war sehr erwartungsvoll.

Sonnenstrahl.

Aber nein, wie ich mich anstrenge, es gelingt mir nicht, Alles war berechnet, vorher bestimmt. Was hält mich ab ....

Stechbier.

Werden Sie um's Himmelswillen nicht von neuem wüthend, sonst ist's aus mit uns Nur kein Aufbrausen. Nichts Leidenschaftliches. Alles ruhig und geduldig. So, so, 's wird allmählig besser, dann kann eine feierliche Erklärung folgen.

Sonnenstrahl.

So sprechen Sie kurz und genau.

Stechbier.

Ich weiß nicht, soll ich bei unserem Zusammentreffen im Garten anfangen, oder bei der Szene in der Kellerwohnung.

Sonnenstrahl.

Wo ein Vater seinen Sohn peitschte.

Stechbier.

C'est juste, ahnen Sie etwas.

Sonnenstrahl.

Also diese Geschichte, die Hülfeleistung, die Flucht, die Mysterien von Deutschland.

Stechbier.

Alles mein Werk. Ihnen ist also das qui pro quo klar.

Sonnenstrahl.

Ein Wort noch, wie kamen Sie hier herauf.

Stechbier.

Das Kammermädchen kam in den Garten, nach Ihnen auszusehen, fand mich und nahm mich mit sich.

Sonnenstrahl.

Und wie in das Kabinet.

Stechbier.

Leider nicht auf die Manier, wie ich wünschte. Das Fräulein hörte den Onkel nahen, ihr ward bange vor Verdacht, und ich werd' in dies Asyl geschoben, wo ich mich höchlichst ergötzt habe am Belauschen und Behorchen von Allem, was in diesem Zimmer gethan und gesprochen wurde.

Sonnenstrahl.

So ist's.

Stechbier.

So ist's. Sie dürfen nicht zweifeln. Ich erzähle Ihnen eher ein Abentheuer mit einer Dame zu viel, als zu wenig.

Sonnenstrahl.

Isabella ist unschuldig.

Stechbier.

Nun, wie man's nimmt.

Sonnenstrahl.

Louise hat die Verwirrung angestellt.

Stechbier.

Prächtiges Mädchen. Sie ist waidlich über mich hergezogen. Apropos, Sie wissen aber doch, daß ich alle diese Erklärungen nur abgegeben habe, weil Sie der Bräutigam sind.

Sonnenstrahl.

Wer hat Ihnen mitgetheilt.

Stechbier.

Fräulein Braut, wir sind recht befreundet geworden, und haben keine Geheimnisse mehr vor einander.

Dreizehnte Szene.

Isabella (mit Wein.) Vorige.

Stechbier.

Nicht wahr, Fräulein.

Isabella.

Ach Gott, August und der Fremde.

Stechbier.

Und zwar im besten Einverständnisse.

Sonnenstrahl.

Isabella, wie hat sich Alles gestaltet.

Isabella.

August, sehen Sie die Folgen der Uebereilungen.

Stechbier.

Nur durchaus keine Vorwürfe. Kann Ihnen überhaupt eine Unannehmlichkeit daraus entstehen.

Sonnenstrahl.

Die einzige, daß wir noch auf längere Zeit ge=

trennt werden, des Onkel's fataler Grundsatz: Braut und Bräutigam dürfen sich vor dem Hochzeittage nicht kennen, nicht lieben; steht uns entgegen.

Vierzehnte Szene.

Louise. (welche bei den letzten Worten die Thüre geöffnet hatte.) Vorige.

Louise.

Nach §. 12. unseres Reglements.

Stechbier.

Ah voilà, liebenswürdiges Mädchen.

Louise.

Mir ward's mit der Zeit unter den Büchern zu langweilig.

Sonnenstrahl.

Du kommst gerade zur rechten Zeit, hilf uns.

Stechbier.

Wir wollen Sie au courant der Ereignisse setzen.

Louise.

Weiß bereits Alles, und was ich nicht weiß, kann ich ergänzen. Die Herren haben sich versöhnt, und müssen von jetzt an Hand in Hand wandeln. Wo es sich thun läßt, werde auch ich eine kleine Rolle übernehmen.

Stechbier.

Vielleicht als zweite Liebhaberinn.

Louise.

So hoch versteigt sich ein Kammermädchen nicht. Aber helfen, unterstützen will ich nach besten Kräften. Vorerst also, wer sind Sie, mein Herr.

Stechbier.

Der Polizei-Secretair Stechbier im gewöhnlichen Leben, heute Abend der Schriftsteller Schwarzenort, genannt Schwarzwald, Verfasser der Mysterien von Deutschland.

Louise.

Darum also befreundet mit Herrn von Breitenfeld.

Stechbier.

Drum eben. Als Geistesverwandter habe ich ihm sofort ein rührendes Bruchstück aus meinem Werke zum Besten gegeben.

Letzte Szene.

v. Breitenfeld. Vorige.

Breitenfeld.

(mit zwei Degen in der Hand) Hier sind die Waffen, es fiel schwer, die reponirten Dinger hervorzusuchen. Aber die Mädchen hier? Hinaus mit Euch, weg von dem Platze, auf dem Männer handeln.

Sonnenstrahl.

Die Degen sind nicht nöthig ....

Breitenfeld.

Vielleicht Pistolen ....

Sonnenstrahl.

Noch weniger, wir haben Alles in Güte beseitigt.

Breitenfeld.

Ihr Eifer für die gute Sache ist sehr abgekühlt, Herr Schwarzenort.

Stechbier.

Was steht zu Befehl.

Breitenfeld.

Die Stimme aus dem Garten. (zu Stechbier) Sie trafen dort unten mit mir zusammen und erzählten mir Ihr Abentheuer.

Stechbier.

Ich hatte die Ehre. Aber stille, daß das Geheimniß nicht verrathen werde.

Breitenfeld.

(zu Sonnenstrahl) Und Sie haben bei mir Abendbrod gespeist.

Sonnenstrahl.

Sie bereiteten mir das Vergnügen.

Breitenfeld.

(zu Stechbier) Und Sie waren in dem Schlafkabinet meiner Nichte.

Stechbier.

Auf Leid muß Freude folgen. Mir währte die Zeit zu lange im Garten, ich wollte Ihnen folgen, und gerieth hieher, die Fräulein wurden durch das Geräusch aufgeweckt, kamen heraus und um sie nicht durch mein Erscheinen zu erschrecken, ging ich in das Kabinet.

Breitenfeld.

Ein anderes Asyl wäre mir angenehmer gewesen.

Louise.

Ach wir nehmen es gar nicht übel.

Breitenfeld.

Aber nun Sie, mein Herr, wer sind Sie.

Sonnenstrahl.

Lieutenant von Sonnenstrahl.

Breitenfeld.

Was führt Sie hieher, was wollen Sie? wissen

Sie auch, daß dieser Schritt alle Heirathsunterhandlungen unterbricht. Fort da, Isabella? Sie kennen meine Grundsätze.

Sonnenstrahl.

Herr von Breitenfeld.

Breitenfeld.

Nichts da, Herr von Sonnenstrahl.

Sonnenstrahl.

Ich kam nur her....

Louise.

Nur um Ihnen zu sagen, daß er morgen zum Manöver ausrücken müsse.

Sonnenstrahl.

Ich hatte keinen andern Beweggrund.

Breitenfeld.

Aber warum kamen Sie mit mir hinauf....

Sonnenstrahl.

Um Ihnen zu zeigen, wie gerne ich mich in Ihren Willen füge.

Breitenfeld.

Warum soupirten Sie mit mir? Warum sagten Sie nicht, wer Sie wären.

Sonnenstrahl.

Ließen Sie mich zu Worte kommen?

Breitenfeld.

Es ist wahr, ich habe etwas viel gesprochen. Aber warum befahlen Sie mir nicht Schweigen an, als ich Ihnen Geheimnisse enthüllte....

Stechbier.

Die ich dem Herrn noch weit ausführlicher erzählt habe, oder erzählen werde, wie es kommt. Denn

es ist das Wesen derartiger Mysterien, daß sie nur Reiz haben, wenn man sie veröffentlichen kann.

Breitenfeld.

Auch bei Widersprüchen muß man Ihnen Recht geben, großer Mann.

Louise.

Der Herr hat immer Recht. Wir Alle stimmen mit Vergnügen in den Ausspruch ein, welchen er eben gethan hat. Er heißt: Es sei leichter Mittag und Mitternacht zusammen zu bringen, als zwei Liebende von einander fern zu halten. (sie wendet sich zu Stechbier) Nicht so mein Herr, Sie haben's gesagt.

Stechbier.

Richtig, das sagt' ich, es war mir beinahe entfallen.

Breitenfeld.

Glauben Sie wirklich, verehrter Herr....

Stechbier.

Meine volle Ueberzeugung, selbst wenn ich von Ihren Ansichten abweichen sollten.

Breitenfeld.

Als Beweis meiner Hochachtung diene Ihnen die Befolgung Ihres Grundsatzes. Herr von Sonnenstrahl, Isabella, Ihr dürft euch lieben.

Louise.

Und heirathen?

Stechbier.

Ohne Zweifel.

Breitenfeld.

Also auch heirathen.

Louise.

Und wann?

Stechbier.

Recht bald.

Breitenfeld.

Ja wol, recht bald, gleich nach dem Manöver.

Sonnenstrahl.

Manöver morgen.

Stechbier.

(die Uhr ziehend) Heute noch, es ist bereits Mitternacht vorüber.

Sonnenstrahl.

Ich muß schnell in das Gasthaus, auf mein Pferd und zur Garnison zurück. Mit welch' seligem Gefühl werd' ich mich in das Getümmel stürzen.

Louise.

Doch nicht den Tod suchen?

Sonnenstrahl.

Nein, das wahre Leben, das reinste Glück, welches mir nach Beendigung der kriegerischen Laufbahn hier entgegen reifen wird. Herr von Breitenfeld, ich habe bereits den Abschied nachgesucht, und erhalte ihn nach dem Einrücken des Regiments in der Garnison.

Breitenfeld.

Der Himmel gebe seinen Segen.

Sonnenstrahl.

So scheide ich denn vergnügten Herzens. Lebewohl, Isabella, Adieu mein Herr Rival, Adieu!

(Er geht hinaus, Isabella folgt mit Licht.)

Stechbier.

Auch ich werde mich zurückziehen.

Breitenfeld.

Sie bleiben nicht bei mir?

Stechbier.

Ich gehe in mein Hotel, die Abentheuer dieser Nacht nieder zu schreiben, damit ich morgen früh einige Bogen in die Druckerei nach Leipzig schicken kann. Mein Verleger verlangte vor einigen Tagen schleunig das weitere Manuscript, ich bin glücklich genug im Stande, es zu liefern.

Breitenfeld.

Bewahre, daß ich Sie von solchem Werke abhalten wollte. Wir sehen uns aber doch morgen.

Stechbier.

Möglich, wenn meine vielen Geschäfte....

Breitenfeld.

Sie würden mich sehr glücklich machen.

Louise.

(bei Seite) Und noch mehr betrügen. (Stechbier geht hinaus, Breitenfeld begleitet ihn mit dem Wachsstocke.)

Also ich bleibe allein zurück. Jeder hat bescheiden Part, sei es reell oder eingebildet. Ich wäre am beglücktesten, wenn mir Ihr Applaus zu Theil würde.

(Der Vorhang fällt.)



Der Malersaal.

Genrebild

von

Robert Bürkner.



Die Abentheuer der Jugend sind zwar meistens nur in den Augen desjenigen bedeutend, welcher sie erlebt hat; doch gestattet man Jedem gern eine Rückerinnerung an dieselben, weil Erinnerung die Erinnerung weckt und bei verschiedenartigsten Erlebnissen der Jugend doch die Quelle davon eine und dieselbe ist. Wenn ich mich aber in die schöne, lustige, kummerlose Jugendzeit zurückversetze, gedenke ich auch immer des alten Malersaales in Breslau, an welchen sich ja die heitersten Erinnerungen so Vieler anknüpfen. War doch dort das Rendezvous aller jungen Leute, welche sich mit dem Theater d. h. mit den Schauspielern und Schauspielerinnen befreunden wollten! Und wer hätte das in seiner Jugend nicht gewollt? Wer hätte nicht einmal wenigstens den blendenden Schimmer für ächte Lebens-Poesie gehalten? Wer wäre nicht einmal wenigstens Thor genug gewesen, um zu glauben, daß jene erhabene Leidenschaften nicht blos auf den Lippen, sondern auch im Herzen derjenigen leben müßten, welche ihnen von der Bühne herab einen so erschütternden Ausdruck

zu leihen verstanden? Nun, ich war früh genug ein solcher, um mich bei Zeiten auf unserm alten Malersaal einheimisch zu machen.

Dieser Malersaal, von welchem hier die Rede, war übrigens nichts Besseres und nichts Schlimmeres, als der große Dachboden eines im Hofe der Kanonengießerei belegenen Schuppens. Ein schmales, schmutziges Gäßchen, welches mit nur allzuvielem Rechte in dem übelsten Geruche stand, da es des Abends während der Theaterzeit als Retraite benutzt wurde, führte zu jenem Schuppen, und eine steile, finstere und enge Treppe nach dem, durch eine Fallthüre verschlossenen Saale, welchen nichts zu seiner künstlerischen Bestimmung berechtigte, als seine Größe, erträgliche Helle und Nähe bei dem Theater. Sonst war es ein wüster Raum, bei dessen Ausrüstung man sich in keine weitern Unkosten gesteckt hatte, als die Aufrichtung eines eisernen Ofens erforderten. Was von Schmuck vorhanden war, bestand in kühnen Freskogemälden und Handzeichnungen; denn die Wände des Saales dienten als Stammbuch, worin sich die Freunde des jetzt selbst schon geschiedenen braven Theater-Malers Weywach verewigten, oder worin er sie verewigte, indem er ihr Bild mit flüchtigen aber treffenden Kohlenstrichen an die Wand riß. Besonders wohl gelungen war das Bild des guten Sintram, damaligen Lokal-Referenten der Breslauer Zeitung, welcher dort aber noch in vollster Ausrüstung eines flotten Studenten, in Stürmer und Kanonen, den Schläger in der Hand, paradirte. Sintram war ein seelenguter Kerl, der ächte Typus breslauer Gemüthlichkeit, welche ihm trotz der ungeheuren Brillen-

gläser zu den treuherzigen Augen herausguckte. Sein Leben ging in einem kleinen Dreieck völlig auf; es fand seine Begrenzung in den drei Eckhäusern der von der Taschenstraße durchschnittenen Ohlauer Straße, nämlich: der Königs-Ecke, den drei Kränzen und der kalten Asche, wo sich auch das Theater befand. Zwischen diesen drei Ecken humpelte er, ein elegischer Trochäus — er hatte ein langes und ein kurzes Bein — unermüdlich hin und her, in jedem der mit mehren Trink-Anstalten gesegneten Eckhäuser immer nur kurze Zeit verweilend, aber sehr oft wiederkehrend; ohne ungerechte Vorliebe für ein Getränk; überall nur einen Schnitt trinkend, aber diese Schnitte so oft repetirend, daß sie ihm zuletzt doch einen Hieb versetzten. Seine Rezensionen haben selten einen Menschen gekränkt; die Kritik benutzte er nur dazu, recht Vielen recht viele Freude zu machen; in seinen politischen Gesinnungen war er ein gemäßigter Burschenschafter, welcher niemals daran dachte, aus der deutschen Eiche einen Freiheitsbaum zu machen; ein enthusiastischer Verehrer Schiller's, führte er dessen Verse gern im Munde und mäßig in allen seinen Ansprüchen, überschritten seine Herzenswünsche niemals den Kreis des Chorpersonals, beschränkte sich sein bürgerlicher Ehrgeiz auf die beschränkte Laufbahn eines Subalternen. Wer mäßig wünscht, kommt gewöhnlich an's Ziel und so ist der gute Sintram jetzt Kreissekretair in einer freundlichen Gebirgsstadt Schlesien's geworden, hat eine hübsche Choristinn geheirathet, und ist vermuthlich Vater von drei Kindern — die rechte bürgerliche Familien-Anzahl.

Damals wohnte er mit einem ehemaligen Univer-

sitäts-Freunde zusammen, welcher, um sich vor der Zudringlichkeit der Gläubiger zu schützen, seine Wohnung in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt hatte, dessen Schrecken mehr als einen ungestümen Mahner in übereilte Flucht jagte. Der Zugang der Wohnstube war nämlich durch das Außenwerk eines völlig dunklen Entrée's geschützt, dessen natürliche Vorzüge durch künstliche Vorkehrungen so erhöht wurden, daß es mit Recht für uneinnehmbar gelten konnte. Man hatte nämlich eine Menge Schnüre an der Decke befestigt, und an jede derselben einen schweren Stein gebunden, so zwar daß diese Steine in Mannshöhe vom Fußboden entfernt schwebten. Trat nun ein Uneingeweihter ohne Losungswort in das dunkle Vorzimmer, so rannte er mit der Stirn nothwendig an einen jener herabhängenden Steine, brachte diesen in Schwingungen, welche sich dem ganzen steinernen Flugwerk mittheilten und mußte, wenn ihn nicht schon der unheimliche Lärm der rasselnden Steine in die Flucht trieb, doch jedenfalls den Schlägen weichen, welche ihm immer heftiger und von allen Seiten, mittelst einer unsichtbaren Kraft zugetheilt wurden. — Schade daß der Erfinder dieser ingeniensen Befestigungs-Methode keinen andern Ausweg aus den Wirren eines verfehlten Lebens fand, als mit Hilfe einer durch den Kopf geschossenen Kugel; bei seinen damaligen Freunden führte er den Namen: Pizzicata.

Ein anderer drolliger Kauz, dessen Bild gleichfalls die Wand des Malersaales aufwies, war Sycorax, ein verunglückter Hofmeister und vagabondirender Literat, welcher, um sich seinen Lebensunterhalt zu

gewinnen, auf seine Kosten lachen ließ und nachdem er eine Zeit lang den Narren gespielt hatte, zuletzt wirklich in halbe Narrheit verfallen war, und das um so leichter, als ihm eine unglückliche Liebe zu der Tochter seines frühern Prinzipals, eines reichen Handelsherrn, im Kopfe saß. Angeblich ihm zu Liebe hatten unsre Spaziergänge meistens das anmuthige Scheitnig zum Ziel, wo jener Kaufmann einen reizenden Landsitz bewohnte, an welchem vorüberziehend, wir niemals verfehlten, mit grotesken Seufzern die schöne Eulalia anzurufen, ein Name, unter welchem Sycorax seine Angebetete in bombastischen Sonetten zu feiern pflegte. Es war dies freilich kein feiner Spaß; aber man erlaubt sich Alles gegen einen Menschen, welcher seine persönliche Würde so weit vergißt, daß er aus der Narrheit ein Gewerbe macht; man will natürlich das auf ihn verwandte Geld so hoch als möglich verzinsen und es schien uns also ganz in der Ordnung, wenn wir förmlich darauf sannen, wie wir unsern Muthwillen an dem Thoren am besten auslassen könnten. Eines Tages fanden wir, Sycorax war zufällig nicht von der Partie, eine schlanke, bunt schillernde Eidechse, fingen sie und kamen dabei auf den Einfall, uns ihrer zu bedienen, um einen gloriosen Streich auszuführen. Weywach, dessen Hilfe dabei vor allen Dingen nöthig war, erklärte sich bereit und nahm das niedliche Thier mit sich. Unser Plan bestand darin, ein Paar große, in phantastisch-bunten Farben prangende Flügel zu malen, diese an die Eidechse zu befestigen und solche sodann dem armen Sycorax unerwartet in die Hände zu spielen. Weywach führte diese Idee sogleich auf's Beste

aus, und am andern Morgen, als Sycorax noch im Bette lag, empfing er eine große, sorgfältig in Leinewand emballirte und versiegelte Kiste, welche er begierig öffnete. Kaum aber hat er den Deckel gelüftet, als er voll Entsetzen aufschreit, denn ein noch nie gesehenes, in keiner Naturgeschichte beschriebenes Thier hüpft ihm entgegen und schlüpft, mit den bunten Flügeln rauschend, unter die Decke. Mit einem Satze springt der Erschrockene jetzt aus dem Bette, ergreift ein altes, schartiges Rappier, haut damit wie verzweifelt um sich und schreit wie besessen: ein Drache! ein Drache! — bis wir, welche wir an der Thüre lauschten, durch unser, nicht mehr zu unterdrückendes Gelächter uns verriethen und ihm die Gewißheit gaben, daß ihm, wie so oft, ein schlimmer Streich gespielt worden sei. Ein andermal befanden wir uns in einem nahe am Theater befindlichen Bierhause, wo eine besondere Stube zum abendlichen Besuch der Gesellschaft vorbehalten war. Die sehr verschiedenartigen Elemente dieser Gesellschaft brachten eine große Mannigfaltigkeit der Conversation mit sich, und wenn oft die interessantesten Kunst- und Lebensfragen mit nicht gewöhnlichem Aufwand von Witz und Scharfsinn discutirt wurden, so verführten doch auch oft die durch den Dampf des Tabaks und starker Getränke erhitzten Gemüther dazu, die Schranken der Wohlanständigkeit ein wenig außer Acht zu lassen. Sycorax war eines Abends in Mitte dieser Gesellschaft eingeschlafen und kaum bemerkte man es, als man sich sogleich gegen ihn verschwor. Die Lichter wurden ausgelöscht, die Thüre ward verriegelt; aber während so die tiefste Finsterniß in der Stube herrschte,

behielt doch Alles den Anschein, als ob man des Lichtes nicht entbehrte. Die Unterhaltung ging ihren Gang fort: die Gläser klangen; die Würfel klapperten; Karten wurden auf den Tisch geschlagen und der Anschein größter Unbefangenheit glücklich behauptet. Das absichtlich vermehrte Geräusch erweckte gar bald den Schläfer, welcher erst, verwundert über die ihn umgebende Dunkelheit, um sich blickte, dann, weil er noch zu träumen glaubte, sich heftig die Augen rieb und erst von seinem Wachsein sich überzeugte, als die Nebensitzenden ihn wegen seines Einschlafens foppten. Mit angstvoller Stimme fragte er jetzt: warum wir die Lichter ausgelöscht hätten? Die Schelme brechen in Lachen aus und sagen ihm, daß ein Licht gerade vor seiner Nase brenne; ob ihm denn noch der Schlaf in den Augen sitze? Die Andern treiben es gerade jetzt recht bunt mit Anstoßen der Gläser, mit Berechnen ihrer Würfe, mit Benennen der ausgespielten Karten — und den armen Sycorax befällt eine entsetzliche Angst. »Ich bin blind!« schreit er, springt vom Stuhl, wirft Alles über den Haufen, was ihm in den Weg kommt und stürzt nach der Thüre, welche ihm schnell geöffnet wird, so daß das hereinströmende Licht ihn der ausgestandenen Furcht überhebt, ohne daß ihn das boshafte Gelächter der Gesellschaft dafür entschädigte. — Ich glaube, der Erfinder des eben erzählten Streiches war der, jetzt auch schon verstorbene Condukteur Sachs, der, ein überaus extravaganter Mensch, an solchen Fratzen seine größste Freude hatte. Sachs war einer jener sonderbaren Käuze, wie sie Hoffmann mit so großer Vorliebe schildert, welche man genial nennt und welche doch

recht eigentlich nur Dilettanten sind, die aus Verzweiflung über die Unmöglichkeit, diese Schranke zu überspringen, zu Grunde gehen. Sachs war in allen schönen Künsten wohl bewandert, für die Musik mit Leidenschaft eingenommen, aber ohne Produktivität. Aber diesen Mangel mochte er sich nicht eingestehen, und über den Eigensinn, durchaus ein Künstler sein zu wollen, verfehlte er seinen Lebenszweck. Es war natürlich, daß dieses Verfehlen, welches ihm doch manchmal zum Bewußtsein kommen mochte, ihn innerlich zerstörte. Er verfiel in eine bedauernswerthe Zerrissenheit, welche seine Freunde für ein charakteristisches Kennzeichen des in ihm waltenden Genius ausgaben, und, anstatt grade daraus zu entnehmen, daß er sich auf falschem Wege befinde, machte er zuletzt Staat damit. Mit dem Wahnsinn spielend, und darin zu Zeiten wohl Schutz suchend und findend gegen manche nicht unverdiente Unbilden des Lebens, ward auch er aber wirklich erst ein halber Narr, bis er zuletzt in völliger Geistesirre starb. Damals indeß, noch auf der schmalen Grenzscheide zwischen Vernunft und Wahnsinn mit einer gewissen Virtuosität sich erhaltend, lieferte er mitunter die ergötzlichste Unterhaltung. Einst gab er in einer öffentlichen Vorlesung eine von ihm gedichtete Tragödie zum Besten, die neben vielem, gradezu aberwitzigem Zeuge, wirkliche Genieblitze verrieth, und welche er während des Vorlesens ironisch selbst rezensirte. Erregte dies nun schon große Heiterkeit, so stieg die Lustigkeit auf's Höchste, als Sachs, welcher nicht unterlassen hatte, sich fort und fort zu restauriren, mitten im dritten Akt sein Buch plötzlich zuklappte, mit dem ihm eigenthümlichen

Grinsen die Versammlung anlachte und sich entfernte, indem er ausrief: »Ich thue Ihnen gewiß einen Gefallen, wenn ich hiermit schließe, denn die Sache wird doch wohl langweilig!«

Eine nicht minder lustige Ueberraschung bereitete er uns bei einer andern Gelegenheit. Es war ein herrlicher Sommer-Abend. Eine Menge Equipagen rollten die in der Oder-Vorstadt belegene Matthiasstraße entlang und machten vor einem kleinen, ziemlich unscheinlichen, einstöckigen Hause Halt, welches von den starken Eisengittern, womit die kleinen Fenster verwahrt waren, sogar ein gewisses unheimliches Aussehen empfing. Eine Menge eleganter Herren und Damen stiegen dort aus, zur großen Verwunderung des zahlreich versammelten Publikums, welches wol noch niemals einen solchen Besuch in diesem Hause hatte empfangen sehen; denn dieses Haus — ich muß es nur sagen — war das Breslauer Schuldgefängniß! Wenn ich Dich jetzt dahin führe, lieber Leser, so fürchte nur nicht, daß ich von meinem Thema allzu weit abirre: vom Theater in's Schuldgefängniß ist es nicht weiter als vom Capitol nach dem tarpejischen Felsen, und wenn man so leichtfüßig ist, als die Dame war, welche dort in traurigen Banden schmachten sollte, ist ein solcher Seitensprung doppelt rasch zurückgelegt. Es war nämlich in der That eine Dame, welcher jener Besuch galt; und die Dame war unsre erste Solotänzerinn, die reizende und gefeierte Demoiselle A. Ich weiß nicht mehr, wie sie in diese Verlegenheit gekommen war; genug, es war geschehen und man war übermüthig genug, eine im bürgerlichen Leben sonst so peinliche Ka=

tastrophe als einen Scherz zu behandeln, um so mehr, als es der Dame, bei der großen Zahl reicher und verschwenderischer Anbeter nur ein Wort gekostet hätte, diesem seltsamen Schicksal zu entgehen. Cavaliere, Kaufleute, Künstler und Künstlerinnen strömten verabredetermaßen nach dem kleinen Hause, wo in der dürftigen Gefängnißzelle der eingefangenen Sylphide ein glänzendes Souper bereitet war, welches mehr kostete, als die ganze Schuld betrug, wegen deren der Personal-Arrest verhängt worden war. Ein seltsames Schauspiel, diese elegante Gesellschaft beim üppigen Mahle zu sehen, trunken von Wein und Liebe, des Unglücks spottend, als eines unendlich komischen Intermezzo's, wodurch der langweilige Gang der Alltäglichkeit unterbrochen würde, bürgerlichen Jammer als eine Posse betrachtend, an welche man einen blos künstlerischen Maßstab legen müsse, und im Genuß einer Alles gewährenden Gegenwart der Zukunft spottend, welche vielleicht Alles versagen würde. Ach, es war Eine in der Gesellschaft, welche die Wandelbarkeit der Lebensloose in den herbsten Kontrasten erfahren sollte; eine ebenso treffliche, als von grenzenlosem Hochmuth beherrschte Künstlerinn, welche damals in Sammet und Seide prangend, strahlend im Glanz des köstlichsten Geschmeides nicht daran dachte, daß sie wenige Jahre darauf sterben würde, so arm, daß sie selbst nicht ein Hemd hinterließ, in welches man die Leiche hüllen konnte! Nein, nein; Niemand dachte dort an die Zukunft; Niemand dachte daran, daß in dieser Schwelgerei ein grausamer Hohn für die wahrhaft armen Mitgefangenen lag, die der Knall gelöster Champagner-

pfropfen vielleicht aus dem Schlafe aufschreckte, worin sie allein Vergessenheit eines Elends fanden, für welches sonst keine Heilung mehr vorhanden war. Niemand dachte daran; die Eisengitter, welche die offnen Fenster bewachten, waren für sie nur die Zugabe einer wohl ausgeführten Theater-Dekoration; der Mangel aller Bequemlichkeit galt des Kontrastes wegen für einen köstlichen Spaß, und der Gedanke, in einem Schuldgefängniß zu sein, übte nur einen poetischen Reiz. — Es war schon Nacht geworden und die Tobenden dachten noch an keine Entfernung; als plötzlich Jemand, am Fenster stehend, die wunderliche Entdeckung machte, daß bei hellem Mondlicht und drückendster Sommerschwüle weiße Flocken in Unzahl vom Himmel herabzufallen schienen. Man lachte seiner Entdeckung und schrieb sie der Wirkung des Weines zu; aber bald überzeugte man sich von der Richtigkeit derselben und rief frohlockend: es schneit, es schneit! — ohne sich weiter in mühsame Erörterung über die Möglichkeit eines solchen Phänomen's einzulassen. Jetzt ließen sich aber auch volle Accorde eines mit seltener Kunstfertigkeit gespielten Fortepiano's vernehmen, und wie aus einem Munde erscholl der Ruf: das ist Sachs! — Er war es wirklich, wie der herbeigerufene Gefangenwärter bestätigte, indem er vorgab, daß Sachs ein unmittelbar über dem Versammlungsorte belegenes Gemach bewohne. Unter lautem Tumult stürmte man allsogleich die Treppe hinauf, riß die Thüre des bezeichneten Zimmers auf und prallte vor Lachen und Verwunderung zurück, über den Anblick, welcher sich jetzt darbot. Sachs, in Hemd und Unterhose saß am Flügel und spielte die Ouver-

ture zum »Schnee.« Hingerissen von seinen theatralischen Erinnerungen aber, hatte er das Bedürfniß einer passenden Dekoration empfunden, sich also seiner Bettstücke bemächtigt, dieselben aufgetrennt, die Federn herausgerissen und um sich her aufgeschüttet, so daß der hereinbrechende Nachtwind sein Spiel damit trieb! Das waren die Schneeflocken gewesen, über deren Erscheinen man sich so sehr verwundert hatte. — Daß Sachs jetzt an der Gesellschaft Theil nehmen mußte, versteht sich von selbst; für solche Situationen war er unschätzbar. Erst gegen Morgen trennte man sich und am andern Tage war Demoiselle A. frei. — Sie blieb übrigens nicht lange mehr in Breslau, sondern ließ sich von einem, allgemein für reich gehaltenen jungen Manne entführen; nicht zu ihrem Vortheil. Denn nachdem sie ihr Entführer bis Warschau gebracht und eine Zeitlang lustig mit ihr gelebt hatte, war er eines Morgens verschwunden und hatte ihr zum Andenken die sehr hoch aufgelaufene aber unquittirte Gasthofs-Rechnung hinterlassen.

Doch, indem ich die Bildergallerie des Malersaales schildere, vergesse ich beinahe ganz und gar den dort waltenden Meister selbst, und der wackre Weywach verdient doch gewiß nicht, daß er sobald vergessen werde. Zwar haben sie jetzt in dem schönen, neuen Hause, welches, ohne die Kunst zu fördern, die Direktionen zu Grunde richtet, seine Dekorationen wohl bei Seite geworfen, aber das kunstliebende Publikum in dem alten, doch an glorreichen Erinnerungen nicht armen Hause, wo die Devrient's, Schmelka's, Seidelmann's u. a. m. ihre Vorschule durchgemacht, oder ihre

Blüthenzeit verlebt hatten, bewies stets seine Freude daran. Da hat Weywach, ein würdiger Schüler Arehigoni's, vielfache Triumphe gefeiert; da ward er gar oft stürmisch hervorgerufen; da war er an die Lampen vorgetreten, schmunzelnd, die Arme nach morgenländischer Sitte über die Brust gekreuzt und durch tiefe Bücklinge seinen stummen Dank bezeigend. Aber wehe auch dem Publikum, wenn es einmal vergaß, ihm den gebührenden Zoll bewundernder Anerkennung bei einer Gelegenheit zu versagen, wo er gerechte Ansprüche darauf zu haben glaubte. Dann stürzte er am Schlusse der Vorstellung wüthend auf die Bühne; zankte mit den Arbeitsleuten, mit seiner Frau und trat, wenn er gar zu arg aufgebracht war, vor das in dem Vorhange angebrachte Guckloch, um dem Publikum eine Fratze zu schneiden, oder ihm eine Verwünschung mit halblauter Stimme nachzurufen, welche sich natürlich in dem Geräusch des Aufbruch's verlor. Sonst war er der harmloseste Mensch von der Welt, welcher kein Kind beleidigte und dessen etwas süßliche Freundlichkeit, welche beständig um die gekräuselten Lippen spielte und aus den halb zusammengekniffnen, kleinen Augen lächelte, nicht die mindeste Arglist verbarg. Er war immer bereit sein Herz und seine Flasche zu öffnen, welche letztere von gebrannten Wassern niemals leer war; und je mehr er trank, desto liebeseliger wurde er, desto geneigter zu Thränen-Ergüssen und zum Französisch sprechen, welches er im nüchternen Zustande gewöhnlich verleugnete. Des Vormittag's traf man ihn immer auf dem Malersaale beschäftigt; in seinem Arbeitskostüm, einer ungeheuer weiten und hoch heraus-

gehenden, über seine übrige Kleidung gezogenen Leinwand-hose, am Boden knieend und den Pinsel führend. Und gewiß war es ein Vergnügen, diese Farbenklexerei am Tage zu sehen, welche des Abend's einen so großen Effekt machte; diese Farbenklexerei, welche beim Lampenlicht die luftigsten Wolkenbildungen, die anmuthigsten Landschaften, die prachtvollsten Zaubergemächer erblicken ließ. — Und das Alles wurde so leicht hingepinselt, unter dem Gespräch und Gelächter der zahlreichen Besucher, welche der Arbeit zusahen und sich gewöhnlich in der Mittagsstunde, wo die Theaterproben zu Ende gingen, einfanden. Da wurden die Vergnügungsparthien für den Nachmittag verabredet, welche in Spaziergängen oder Spazierfahrten bestanden, die sich bis zu Anfang des Theaters hinzogen, und, da sie gewöhnlich in Damen-Gesellschaft unternommen wurden, gewiß viel zärtliche Erinnerungen hinterlassen haben. Nach dem Theater aber fanden sich nun die Männer zusammen, entweder um noch der schönen Nachtluft im Freien zu genießen, oder ein Spielchen zu machen, oder um, in der Stadt herumschwärmend, allerlei tolle Streiche auszuführen, wobei Weywach's Pinsel und Farbentopf sehr oft in Anspruch genommen wurde. Denn unser Hauptspaß bestand dann ganz besonders darin, durch allerlei scherzhafte, über Nacht bewirkte Verwandlungen die Verwunderung der guten Leute zu erregen, welche sich oftmals kaum zu fassen wußten, wenn sie des Morgen's aus ihrer Hausthüre traten und durch den Spott ihrer Nachbarn darauf aufmerksam gemacht wurden, wie wenig das Hauszeichen zu der Benennung ihres Hauses passe. Es waren nämlich entweder die

Schilde vertauscht worden und anstatt eines Löwen prangte ein Storch, statt eines Adlers ein Bär u. s. w. über der Pforte, oder die Embleme waren geblieben, hatten aber über Nacht ihre Farbe gewechselt, was den guten Breslauern, welche sich damals noch sehr wenig mit Politik beschäftigten, völlig unbegreiflich vorkam. Die Topographie von Breslau gerieth gewissermaßen in Gefahr; denn wer hätte zum Beispiel den Platz „am grünen Brunnen" finden sollen, nachdem eben dieser Brunnen eines Nachts von Weywach über und über schwarz angestrichen worden war! Ach, die Nacht, in welcher dieser Streich vollführt wurde, zeichnete sich überhaupt durch ihren wahrhaft niederländischen Humor aus. Es war ein Spaziergang nach Marmeau beliebt und in großer Gesellschaft nach dem Schluß des Theaters unternommen worden. Schauspieler, Musiker, Dichter und Rezensenten, dazu der große Schweif der Amateurs, welcher bei solchen Gelegenheiten niemals fehlt, pilgerten wohlgemuth jenem lieblichen Vergnügungsorte zu, um nach des Tages Last und Hitze die frische Nachtluft einzuathmen und — Eierkuchen zu essen, welcher dort vortrefflich zubereitet wurde. Die Gesellschaft nahm unter dem flüsternden Laubdach duftender Linden Platz; die Unterhaltung war im besten Gange, als unser damals so glorreicher Masaniello, der Typus für diese Partie, den Vorschlag machte, sich zu baden. Die in einiger Entfernung vorbei fließende sogenannte schwarze Ohlau bot nämlich einen vortrefflichen Badeplatz dar, welcher, wegen seiner anmuthigen Lage in großer Gunst stehend, sehr stark benutzt wurde. Der Vorschlag fand Beifall und ein Theil der Gesell-

schaft brach auf, Jeder ein brennendes Licht in der Hand, um in feierlichem Schritt, nach der herrlichen Melodie der Faust-Polonaise, über dem weichen Wiesenplan nach dem Bade zu ziehen, welches unter tausend Possen genommen wurde.

Der Rückzug geschah in ähnlicher Weise, nur daß Einige, durch das Bad der Wiedergeburt in den Stand der Unschuld zurückversetzt, sich in ihrem adamitischen Kostüm allzu wol gefielen, als daß sie es, von der lauen Sommernacht in ihren paradiesischen Träumen begünstigt, sobald wieder aufgeben wollten. Darunter befand sich unser Komiker W., ein genialer Künstler, welcher lange noch nicht nach Verdienst gewürdigt worden ist, es wäre denn, daß er seiner künstlerischen Werthschätzung durch seine persönlichen Fehler allzuviel Eintrag gethan hätte. Ich habe ihn immer für den ersten unter den norddeutschen Komikern gehalten, der heute den Staberl, oder einen andern Hanswurst mit einem unerschöpflichen Fond von Laune und Possenhaftigkeit vorgaukelte, morgen dagegen den potenzirten Humor eines Merkutio mit einer so bewundernswerthen Virtuosität darstellte, daß man nicht wußte, ob die Thräne in unsern Augen eine Thräne der Wehmuth, oder vom Lachen ausgepreßt worden war. Der Liebling der Breslauer war er stets, und sie vergaben ihm Alles, selbst sein wiederholtes Durchgehen, weil es immer mit so possenhaften Nebenumständen verknüpft war, daß der Aerger durch das Gelächter erstickt wurde. In Privatgesellschaften war er unbezahlbar, und auch an dem hier in Rede stehenden Abende voll des ausgelassensten Humor's. Als er in dem erwähnten Aufzuge, noch vom

Bade triefend, in jeder Hand ein flackerndes Licht haltend, in unsre Gesellschaft zurückkehrte, ward er aufgefordert, ein Solo zu tanzen. Er tanzte meisterhaft und war auch sogleich bereit, sich dem allgemeinen Wunsche zu fügen. Wir schlossen einen Kreis, und W. begann. Es wäre vergebliche Mühe, dieses groteske Solo beschreiben zu wollen; die Zuschauer erstickten fast vor Lachen. W. hatte indeß nicht blos die Absicht, uns, sondern auch sich selbst einen Spaß zu machen, und an einem etwas zudringlichen Individuum, welches niemals zu den Kosten der Unterhaltung auch nur das Mindeste beitrug und dessen Gesicht ihm zuwider war, eine kleine Rache zu nehmen. Unter allerlei lächerlichen Sprüngen näherte er sich seinem auserlesenen Opfer, schlug dicht vor ihm ein bewunderswerthes Entrechat und fuhr ihm plötzlich mit der Kehrseite seines nassen Körpers über das Gesicht. Sich in tausend Entschuldigungen erschöpfend, erklärte er die Ueberraschung damit, daß er ausgeglitten sei, und da wir seine Absicht nicht sogleich merkten, unterdrückten wir das Lachen, wozu die betroffene, seltsam anzusehende Physiognomie des Eingenetzten aufforderte, bis eine abermalige Wiederholung jener Attitude den Schabernack offenbarte und der Geneckte unter dem mit wahrer Wuth ausbrechenden Gelächter der Gesellschaft eiligst seinen Rückzug nehmen mußte. Hierauf ging es zu Tische, wo auch das Glas so fleißig die Runde machte, daß die Köpfe gar bald in Hitze geriethen und gegen die Schranken geselliger Sitte mit Macht anstießen.

Nun befand sich ein unangenehmer Judenbube unter uns, welcher in kleinen Winkelblättern Rezensio-

nen über das Theater schrieb und sich damit gern zu brüsten pflegte. An jenem Abende trieb er es besonders unverschämt und unglücklicher Weise war man niemals weniger in der Laune, auf ihn Rücksicht zu nehmen. Man verhöhnte ihn, man gebot ihm Stillschweigen, und als er, sich in seinem Dünkel immer mehr aufblähend, sich es beikommen ließ, Drohungen auszustoßen, ergreift ihn der Kassirer des Theaters, welcher natürlich stets für die Schauspieler Parthei nahm, und schleppte ihn nach einer leer stehenden Hundehütte, mit der Drohung, ihn dort einzusperren, wenn er sich nicht sofort zur Ruhe begeben werde. Die Drohung half nichts; ein Beweis, daß Abschreckung nicht das Prinzip des Strafrechts sein darf — wurde aber trotz dessen in Vollzug gesetzt, indem man dem belfernden Rezensenten das Halsband umlegte und ihn somit an die Kette schloß, auch mit handgreiflichen Neckereien nicht abließ, bis er knurrend, bittend und wieder drohend in die Hundehütte kroch! So sehr bei der damaligen Stimmung der Gesellschaft ein solcher Scherz gefallen mußte, war er doch ohne Zweifel brutal genug, um die entschiedenste Mißbilligung zu verdienen, und es ist hier nicht der Ort, noch meine Absicht, Rühmens davon zu machen. Ein reizbares Ehrgefühl würde eine solche Beschimpfung nicht ertragen haben; doch ist es auch gut, daß nicht alle Charaktere eine solche Reizbarkeit zeigen; denn den hier Geschilderten hat dieser Hohn nicht gehindert, später eine große Rolle zu spielen. Ich traf ihn nach Jahren in einem glänzenden Kreise wieder, wo er in der Rolle eines angeblichen Attaché einer auswärtigen Gesellschaft, als der Löwe

des Tages gefeiert wurde, von den ernsthaftesten und angesehensten Männern, welche sich mit seiner Bekanntschaft brüsteten, bewundert, von den Frauen gesucht und nur von Denjenigen im Stillen belächelt, welche gegen diesen Rezensenten in höhern Sphären einst den tiefsten Ton der Leutseligkeit angeschlagen hatten.

Doch ich merke, daß jene Geschwätzigkeit, wozu uns die Erinnerungen der Jugend so leicht hinreißen, mich planlos hin und her führt und muß fürchten, daß der Leser verwundert und übellaunig frägt: was er damit machen solle? Indeß, ihr habt gewiß so manches heitre Bild mit Wohlgefallen betrachtet, welches euch einen Blick in das lustige Elend des Komödianten-Leben's werfen ließ, oder andre Geheimnisse der Koulissenwelt erschloß; vielleicht dienen meine Genrebilder dazu, den Reiz erklärlich zu machen, welchen wenigstens die Jugend in dem Umgange mit Thaliens Jüngern findet, in einem Umgange, der zwar nicht immer ohne Gefahr und Einbuße ist, aber dem in streng bürgerlichen Verhältnissen, in der Alltäglichkeit regelrechter Gewohnheiten auferzogenen Jünglinge eine neue Welt erschließt, in welcher Witz, Laune und vor Allem die Willkühr herrscht, welche so oft mit der Freiheit verwechselt wird. Dem ohnerachtet will ich das Maaß nicht überschreiten, welches solchen Darstellungen vergönnt ist und schließe mit der Schilderung dreier Theaterabende, wo das gesammte Publikum sich zum Mitschuldigen jugendlichen Muthwillens machte; ein Beweis, daß nichts ansteckender sei, als die Thorheit und witzige Ausgelassenheit.

Raupach, welcher es sich oft beigehen läßt die alten Meister übermeistern zu wollen, welcher zu Schil-

ler's Stuart noch eine Stuart, zu Göthe's Tasso noch einen Tasso geschrieben hat, mit trotzigem Uebermuth die Kritik herausfordernd, hatte auch eine aristophanische Komödie geschrieben, unter dem Titel: Schelle im Monde. Die Direktion, welche hoffte damit einen großen Kassenzug zu machen, hatte nichts gespart, um die Ausstattung so glänzend als möglich herzustellen. Die barocksten Kostüme (Vögel-Kostüme) waren angeschafft, die glänzendsten Dekorationen gemalt worden. Aber das Publikum nahm die Tendenz der Posse, welche auf eine Versöhnung des konstitutionellen Liberalismus hinauslief, übel, und pfiff sie aus. Die Direktion wollte ihren Willen durchsetzen, kündigte das Stück von Neuem an und vertheilte ein Paar hundert Freibillets, um das Mißfallen durch überwiegendes Applaudissement zu ersticken. Aber kaum ging der Vorhang in die Höhe, als der Lärm und das Pfeifen losbrach und zwar mit solcher Verheerung, daß das Klatschen der Freigelassenen dagegen nicht aufkam und die Schauspieler darauf verzichten mußten, zu sprechen. Man versuchte zwar noch als äußerstes Mittel, durch den Glanz der Dekorationen zu blenden, indem man immerfort verwandelte; aber diesmal war Weywach's Kunst verloren. Feenpalläste, die entzückendsten Landschaften, ganze en parade gemalte Regimenter, nichts verfing, nichts vermochte den Unwillen des Publikums zu zerstreuen, welches darauf bestand, daß ein anderes Stück gegeben werde. Um dies zu vermeiden, trat der Regisseur vor und ersuchte den Theil des Publikums, welcher mit der Aufführung nicht zufrieden sei, sich an der Kasse sein Legegeld zurückgeben zu lassen. — Aber gerade

dieser Theil des Publikums bestand auf seinem natürlichen Rechte, daß man ihm nur solche Stücke vorführe, die seinen Beifall hätten; dagegen stürmten alle diejenigen, welche frei hereingegangen waren, nach der Kasse und forderten ungestüm ihr angeblich gezahltes Entrée zurück. Der Kassirer konnte sich ihrem Ansinnen natürlich nicht entziehen, da er nicht wußte, wer gezahlt habe, oder nicht; bald aber entdeckte er, daß die Einnahme nicht mehr zureichte, um die Ansprüche zu decken; der Augenblick stand bevor, wo er seine Insolvenz eingestehen mußte, und der in aller Eile beschickte Direktor, durch Schaden klug geworden, ließ nunmehr in aller Eile ankündigen, daß ein andres Stück: der Zweikampf unter Richelieu, gegeben werden sollte, was denn auch zu größter Befriedigung des Publikums geschah.

Ein andermal war der lange Israel von Benedix gegeben worden, ein Stück, welches überall, jedoch mit großem Unrecht, Beifall gefunden hatte und auch in Breslau bei der ersten Vorstellung gefiel. Namentlich fanden die Studenten kein Arges daran und stimmten vom Parterre aus ganz gemüthlich in das Gaudeamus ein. Die hierauf in den beiden Zeitungen veröffentlichten Rezensionen bemühten sich aber, die Sache in ihr rechtes Licht zu stellen und wiesen namentlich dem akademischen Publikum nach, daß es gar nicht Ursache habe, auf diesen langen Israel stolz zu sein, welcher seine Zeit mit einem Näthermädchen vertrödelte und aus Aktenstücken Dokumente entwendete, der übrigen sentimentalen Fadaisen gar nicht zu gedenken. — Alle diese Ausstellungen verfehlten ihre Wir-

kung nicht; man schämte sich des so unüberlegter Weise gespendeten Beifall's und beschloß, ihn auf eine eklatante Weise zurückzunehmen, sobald das Stück wieder gegeben werden sollte. Die Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten; doch waren Anstalten getroffen worden, um den Ausbruch eines vorherverkündeten Mißfallens zu begegnen. Ein Anschlag am schwarzen Brett hatte die akademische Bürgerschaft vor Ruhestörung im Theater verwarnt, und das Parterre war am Abende der Vorstellung von Pedellen und Polizei-Beamten drohend besetzt. Was geschah? Da Pochen und Pfeifen Gefahr bringend zu werden drohte, man aber doch die Aufführung des Stückes jeden Falls verhindern wollte, beschloß man ein anderes, eben so sicher zum Ziel führendes, unschuldiges und gefahrloses Mittel anzuwenden. Kaum ging der Vorhang in die Höhe, kaum war das erste Wort gesprochen, als sich lärmender — Beifall erhob, Bravorufen und Händeklatschen. Verwundert sahen sich die Schauspieler an, ungewohnt eines so verschwenderisch gespendeten Beifalls; unwillig gebot das übrige in das Geheimniß nicht eingeweihte Publikum Ruhe. Vergebens! Jeder Auftritt einer Person, jede Geberde, jedes Wort wurde mit stürmischem Beifall begrüßt, und es geschah das Unerhörte, daß die Schauspieler, sonst so begierig auf ein Bravo, auf eine Acclamation, sich vergeblich anstrengten, den Beifall zu unterbrechen. Aber wie sehr sie und das nicht mitschuldige Publikum sich ereiferten, um die Ruhe herzustellen und Gehör zu gewinnen, es half nichts. Was will man auch mit einem lustigen Häufchen anfangen, welches jede ernste Ermahnung mit Bravo aufnimmt, den

Tadel beklatscht und die zürnende Invektive mit sprudelndem Gelächter vergilt? Wer kann sich auf die Länge der Ansteckung des Lachens entziehen! Hier konnte es Niemand! Nach ein Paar Szenen lachte Alles: Schauspieler und Publikum! Es war, als ob Scherasmin's Zauberhorn erklungen wäre! Das Stück wurde vom Beifall getödtet und unter Lachen zu Grabe getragen! Gewiß eine Erscheinung im Theaterleben, wie sie nicht wieder vorgekommen ist!

Doch die scherzhaften Auftritte dieser beiden Abende verschwinden noch hinter den humoristischen Szenen, wozu einst die Aufführung des Don Carlos Veranlassung gab. Emil Devrient, das größste theatralische Deklamations-Talent unserer Zeit, befand sich in Breslau auf Gastrollen und spielte an jenem Abende den Posa, eine Rolle, recht geschaffen, um seine Vorzüge in das schönste Licht zu stellen. Das Haus war zum Brechen voll und die Vorstellung bis zum Schluß des dritten Aktes vorgeschritten. Da verbreitet sich auf einmal eine ängstliche Unruhe im Publikum; einzelne Personen verlassen mit deutlichen Zeichen der Bestürzung ihre Plätze, ein unheimliches Geflüster geht von Mund zu Munde und endlich wirft der Unheilsruf: es brennt im Theater! — Schrecken in alle Herzen. Wer die Lokalität des alten Breslauer Theaters kennt, wird zugeben, daß eine solche Nachricht wol geeignet war, Entsetzen einzuflößen. Ganz von Holz gebaut, mit schmalen, niedrigen Corridors, bot das Theater für gewöhnlich nur einen einzigen, auf alle Weise beschränkten und gefährlich zu passirenden Ausgang nach der Taschenstraße dar; ein anderer, nur bei großem Zudrang geöffneter, mündete auf

ein kleines Sackgäßchen. Bei einem vollen Hause war also bei ausbrechendem Feuer stets zu fürchten, daß die Hälfte des Publikums entweder im Gedränge erstickt, oder von den Flammen verzehrt werden würde, welche sich bei dem vielen, mit Papier-Tapeten bekleideten Holzwerk rasch genug verbreiten mußten. Kaum erscholl also der Feuerruf, als die Verwirrung sogleich auf's Höchste stieg. Wer sich seiner Kräfte bewußt war, strömte die Treppe hinab, um den Ausgang zu forciren; aus den Logen sprang man auf die Bühne; die Frauen und Schwachen jammerten und zeigten Gesichter, auf welche die Verzweiflung ihre keserlichen Züge gemalt hatte; nur wenige Besonnene fragten, wo brennt es? und suchten dem Anlaß einer vielleicht übereilten Angst nachzuspüren. Derselbe panische Schrecken, welcher den Zuschauer-Raum leerte, stürzte auch die Schauspieler hinter den Koulissen in Verwirrung. Die drohende Gefahr hatte fast Allen den Kopf genommen, und wie es immer geschieht bei solchen Gelegenheiten, daß man, anstatt das Werthvolle zu retten, nichtsnutzigen Plunder oft mit Aufopferung des Lebens und der Gesundheit zu bergen sucht; so auch hier. Da stand der Tyrann Philipp, Besonnenheit predigend, während er selbst an allen Gliedern zitterte, und — indem er den Andern zurief: nur nicht den Kopf zu verlieren — ein Paar alte Unterhosen über seine Trikots zog; dort raffte die liebeskranke Eboli, was ihr in die Hände kam in ihren Theaterkorb, den Rettungseifer so weit treibend, daß sie selbst den Unterrock ihrer Nebenbuhlerinn hineinwarf, der Königinn Elisabeth, welche so eben, nur um ihr Leben besorgt, die Treppe gewonnen

hatte, einen Fehltritt that, hinabkollerte und den Fürsten H., welcher vor ihr hinabeilen wollte, in ihren Sturz verwickelte, bis sie Beide in der schmutzigen Oelkammer ein unerwünschtes Ziel fanden; eine Hofdame der Königinn aber, deren Schleppkleid sich zwischen die Thüre geklemmt hatte, streckte verzweifelnd die Arme aus und schrie: Weywach, rette mich, man hält mich fest, ich kann nicht fliehen!

Inzwischen hatte sich ermittelt, daß ein ganz geringfügiger Umstand all' diese Verwirrung veranlaßt, daß man sich ganz unnöthiger Weise geängstigt und Schaden zugefügt hatte. Wirklicher Schaden; denn den Verlust von Hüten, Stöcken und Sonnenschirmen ungerechnet, nicht zu gedenken der zerknüllten und zerrissenen Kleider, so hatte Mancher bei dem Gedränge an der Thüre mehr oder minder schmerzhafte und gefährliche Quetschungen davon getragen, ja sogar ein blonder Haarzopf wurde von dem Kampfplatze aufgehoben. Die Ursache der Verwirrung war ein alter Lumpen, welchen man zufälliger oder boshafter Weise auf eine Lampe geworfen und welcher Feuer gefangen hatte. Der davon herrührende Brandgeruch war zuerst auf der Gallerie verspürt worden und dort hatte man sogleich: Feuer gerufen.

Nachdem man nunmehr die Gewißheit gewonnen hatte, daß kein Grund zur Besorgung vorhanden, beschloß man, die Vorstellung zu Ende zu spielen. Es bot sich aber jetzt eine neue Verlegenheit dar. Der Königliche Hof von Spanien war auseinander gesprengt; die Königinn Elisabeth, welche noch unter der Herrschaft des gehabten Schreckens zu stehen schien, wandelte in

vollstem Staat, die Krone auf dem Haupt, die Taschenstraße auf und ab; der Pater Domingo erholte sich in den drei Kränzen bei einem Glase Bier von der ausgestandenen Angst, und die Pagen der Königinn mußten in dem Wirthshause, zur Kanne genannt, eingefangen werden, wohin sie der Geruch frischer Knackwürste verlockt hatte. Endlich hatte der Theaterdiener sämmtliche Grandezza wieder zur Vernunft und auf den Schauplatz ihres Ruhm's und ihrer Größe zurückgebracht und das tragi-komische Intermezzo machte dem schicksalvollen Gange des ernsten Drama's wieder Platz. Doch gehörte die hinreißende Kunst Emil Devrient's dazu, um die Aufmerksamkeit des Publikums auf's Neue zu fesseln und daß er's vermochte, war wahrlich der Triumph seines schwungvollen Genius. Jedenfalls ist der Posa eine seiner herrlichsten Leistungen! Das abstrackte Pathos dieser kosmopolitischen Freiheit-Schwärmerei empfängt von ihm eine so innerlich wahre, gemüthlich tiefe Färbung; seine Deklamation ist so nuancirt; jede seiner Bewegungen so edel, so schön, so bezeichnend; seine Mimik so eindrucksvoll, daß wir statt eines Prinzips wirklich einen zwar erhabnen, seltnen, aber doch einen Menschen zu sehen bekommen! Und dabei schwebt über allen seinen Darstellungen ein zwar etwas weichlicher, aber unendlich wohlthuender Hauch; ein glänzender Firniß, welcher nur dann verwerflich ist, wenn er einem unbedeutenden Gemälde einen Anspruch auf Geltung verleihen soll, indeß er dem wirklich werthvollen den Stempel der Vollendung aufprägt.

Doch nun mag es Zeit sein, meinen Erinnerungen Halt zu gebieten, nicht weil sie erschöpft wären,

sondern um nicht die Geduld des Lesers allzusehr auf die Probe zu stellen. Ohnehin werden diese flüchtigen Skizzen demjenigen ein Aergerniß sein, welcher sich keiner Jugend zu erfreuen hatte; keiner Jugend — nicht der Jahre allein — sondern des Herzens, der Empfindungen! Solchen erscheint der frohe Uebermuth des Jünglings als Ausgelassenheit; das reizvolle Sichgehenlassen, wobei man unbewußt Schätze der Erfahrung sammelt, für welche erst das spätere Leben den rechten Werthmesser giebt — als sträflicher, nicht wieder gut zu machender Müßiggang; die Lust an Zerstreuung — als Ausschweifung, ja die Jugend überhaupt als ein Unglück, wo nicht gar als ein Laster, von welchem man sich nicht schnell genug befreien kann. Für diese Leute kann das Theater aber überhaupt keinen Reiz haben; höchstens mögen sie ihm die Fähigkeit zugestehn, daß es ihnen die Arbeit der Verdauung befördern helfe! Lassen wir sie. Diejenigen, welche einmal wahrhaft jung waren, werden meine kleine Skizze besser schätzen, wenn auch nur nach dem Maaße, als sie ihnen ähnliche Erinnerungen in das Gedächtniß zurückrufen und sie in Gedanken in jene Zeit versetzt, wo sie sich der Illusion hingeben durften, daß es ihnen vergönnt sei, der Freude, dem Vergnügen, dem Genuß allein, als höchstem Lebenszwecke nachzustreben!

Musikalische Reise-Skizzen.

Von

F. W. Markull.



Es war schon früher meine Absicht, die musikalischen Erlebnisse meiner Reise im letzten Winter, die Bemerkungen, welche sich mir über die musikalischen Zustände einiger der bedeutendsten Städte, nach eigener Anschauung und innerster Ueberzeugung aufdrangen, in ein gedrängtes Bild zusammenzufassen und der Oeffentlichkeit zu übergeben. Mancherlei andere Arbeiten, zum Theil auch einige Unentschlossenheit und der Umstand, daß ich eine günstige Gelegenheit zur Veröffentlichung nicht gerne selbst aufsuchen wollte, ließen die Idee wieder in den Hintergrund treten, bis sie vor Kurzem von Neuem angeregt wurde durch das an mich ergangene Ersuchen des Herausgebers dieses Almanachs um einen Beitrag. Ich ließ die mannigfachen musikalischen Erlebnisse der Reihe nach vor meinem Geist vorüberziehen, die Klänge, welche mich in Berlin, Leipzig, Dresden entzückten, tönten lebendig in meiner Seele wieder, die Gestalten der ausgezeichneten Künstler, deren persönliche Bekanntschaft ich machte, tauchten in naturgetreuen Umrissen, freundlich und mild, in meiner Erin=

nerung auf: kurz, alle reizenden Bilder, deren Anschauung meine Reise mir vergönnte, in ihren lebhaften, zum Theil entzückenden Farben, zauberte die Einbildungskraft zum zweiten Male mir vor die Seele. Diese erneuten Eindrücke brachte ich in flüchtigen Skizzen zu Papier, und der geneigte Leser erhält sie in den folgenden Blättern. Es bedarf wol kaum der Hinzufügung, daß es nicht meine Absicht sein kann, einen tiefen Blick in die Musikzustände der Städte, welche ich berührte, zu thun, mithin ein vollständig ausgeführtes Gemälde zu entwerfen. Einmal gehört dazu eine lange und vertraute Bekanntschaft mit den Kunstmitteln eines Ortes, mit der musikalischen Empfänglichkeit und Geschmacksrichtung seiner Bewohner, und auf der andern Seite bin ich auch keinesweges so egoistisch zu glauben, daß meine Feder einer solchen Aufgabe gewachsen sein würde.

Ich war im Jahre 1833 zum ersten Male in Berlin. Damals, kaum 17 Jahre alt, ging ich nach Dessau in das Institut des berühmten Tonsetzers Fr. Schneider, und befand mich daher nur auf der Durchreise. Als ich 1835 wieder zurückkehrte, war, nach einer zweijährigen Abwesenheit, die Sehnsucht nach dem heimathlichen Heerde zu groß, als daß ich mir einen längeren Aufenthalt in der Residenz gegönnt hätte. Ich hörte zwar manches Schöne, und namentlich wohnte ich einigen ausgezeichneten Opern-Vorstellungen bei; doch konnte ich bei der Flüchtigkeit dieser Genüsse, die sich zudem fast nur auf das Theater beschränkten,

mir ein genügendes und einigermaaßen umfassendes Bild des musikalischen Treibens in Berlin nicht verschaffen. Die Gelegenheit hierzu hat sich mir denn nun in diesem Winter dargeboten. Ich befriedigte eine lange schon gehegte Sehnsucht meines Herzens, als ich mich am 20. Januar auf die Post setzte, und mit dem himmlischen Gefühl völliger Freiheit für mehrere Wochen, im süßen Vorgenuß aller musikalischen Herrlichkeiten, die mich erwarteten, der Residenz entgegen rollte.

Berlin.

Die Sing-Akademie. Rungenhagen Grell.

Einer meiner ersten Besuche galt dem würdigen Direktor der Sing-Akademie, dem allgemein verehrten Professor Rungenhagen. Durch brieflichen Verkehr war ich diesem ausgezeichneten Manne bereits bekannt. Er empfing mich herzlich und mit dem milden, freundlichen Ernst, der sein Wirken bei der Sing-Akademie, ohne Zweifel dem bedeutendsten Institute dieser Art in Deutschland, so erfolg- und segensreich gemacht hat. Es wurde in der Zeit gerade das Spohrsche Oratorium „der Fall Babylon's“ zur Aufführung vorbereitet und ich hatte Gelegenheit, einigen Proben beizuwohnen. (Die Aufführung entging mir leider, weil mein weiterer Reiseplan mich dieselbe abzuwarten verhinderte.) Schon der herrliche Produktionssaal der Sing-Akademie, der unstreitig, was Geräumigkeit, geschmackvolle Eleganz und Zweckmäßigkeit der Einrichtung anbetrifft,

zu den schönsten Conzert=Lokalitäten gehört, fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Das Proszenium, welches sich terrassenförmig erhebt, faßt gegen 300 Sänger, und im Hintergrunde desselben ist noch ein geräumiger Platz für das Orchester bei größeren Aufführungen. Der Dirigent nimmt seine Stelle am Pianoforte ein, welches ganz vorn in der Mitte steht. Die erste Reihe, zu beiden Seiten des Dirigenten, wird von dem Sopran eingenommen, diesem folgt in der zweiten Reihe der Alt, sodann der Tenor und zuletzt der Baß. Diese Art der Aufstellung, die freilich nur bei einem stark besetzten Gesangschor anwendbar ist, verstärkt die Wirkung der Singstimmen ungemein und befördert namentlich ein gleichmäßiges, kräftiges Hervortreten jeder Stimmgattung. Die Solisten stellen sich um den Dirigenten im Halbkreise auf. — Von vorzüglicher Beschaffenheit und besonders stark besetzt fand ich den Sopran und den Alt. Ich habe nie einen solchen Verein von reinen und vollen weiblichen Stimmen gehört. Der Tenor und Baß war schwächer, und es fehlte leider eine große Anzahl von Sängern. Es scheint somit auch dort, wie fast überall, ein unregelmäßiger Besuch der Proben, besonders von Seiten des männlichen Personals, stattzufinden. Bei Aufführungen der Sing=Akademie wirken im Ganzen durchschnittlich etwa 250 Sänger mit, und die Wirkung eines solchen Chors, unter Leitung des gewissenhaften und gediegenen Rungenhagen, läßt sich denken. Den Platz am Pianoforte bei den gewöhnlichen Uebungen nimmt der Musikdirektor Grell ein, ein Mann von gründlicher musikalischer Bildung und reichem Wissen. Er unterstützt die Sän=

ger durch das Spielen aus der Partitur, während der Professor Rungenhagen dirigirt und den Sängern die nöthigen Winke, Andeutungen und Ermahnungen giebt. Der Ruhm der Berliner Sing-Akademie ist schon seit vielen Jahren begründet. Diesem Institut verdankt die Residenz die erhabensten und edelsten Kunstgenüsse, die herrlichsten ernsten Meisterwerke der Vergangenheit und der Gegenwart in stets würdiger Ausführung. Dem oft seichten und flachen Musiktreiben, daß sich in Berlin, wie überall, breit macht und leicht Eingang findet, steht das Wirken der Sing-Akademie ernst und erhaben gegenüber, mit einem Fundament, das allen Stürmen und Wogen der Zeit trotzt, mit dem Fundament der wahren, ewig unvergänglichen Kunst.

Einen gemüthlichen Abend, gewürzt durch Heiterkeit und interessantes Kunstgespräch, verbrachte ich bei dem Akademie-Direktor Rungenhagen, der gleich hochgeachtet ist als Künstler, wie als Biedermann. Die herzliche Freundschaft, die er mir während der Zeit meines Aufenthaltes in Berlin bewies, wird mir unvergeßlich bleiben. Freund Grell, dem ich schon seit mehren Jahren persönlich bekannt bin, machte an dem Abende, der einen kleinen Kreis interessanter Männer bei dem würdigen Rungenhagen versammelte, einen sehr liebenswürdigen Wirth und trug zur Belebung der Gesellschaft durch seinen oft satyrischen Humor nicht wenig bei. Grell hat sich in neuester Zeit durch die Herausgabe kleinerer Kirchenmusiken, leicht ausführbarer Motetten, Psalmen ꝛc. ein Verdienst erworben. Er ist in Berlin einer der ersten Orgelspieler und als Organist beim Dom angestellt.

Rungenhagen bereitete mir nach meiner Zurückkunft von Leipzig noch eine große Freude. Er war so freundlich, zu einem außergewöhnlichen Tage eine Auswahl der besten Sänger der Sing-Akademie einzuladen, dazu ein treffliches Orchester, und lud mich ein, mit diesen Kräften eine meiner Kompositionen, den 86sten Psalm, persönlich zur Ausführung zu bringen. Das Werk war schon früher eingeübt worden und wurde somit sehr tüchtig exekutirt. Auf diese Weise machte ich, selbstleitend, nähere Bekanntschaft mit einem Theile der Sing-Akademie, unter Andern auch mit einer kunstgebildeten Dilettantinn und trefflichen Altsängerinn, Fräulein Gaspari, welche die Alt-Soli übernommen hatte.

Dom-Chor.

Mit nicht geringer Erwartung lenkte ich in der Frühe eines Sonntages meine Schritte nach dem Dom. Ich gestehe, daß dieses Gebäude für mich wenig Anziehendes hatte. Indem ich langsam umherwandelte und mir die schönen Grabmäler, die einzigen Gegenstände von historischem Interesse besah, wurde ich plötzlich gefesselt durch die ersten schwellenden Klänge des Dom-Chor's. Mit Andacht lauschte ich den reinen, vollen Tönen und den köstlichen Stimmen, welche bald einzeln die Räume des Dom's durchzitterten, bald in kunstvoller Verschlingung mit einander sich verbanden und zuletzt sich auflösten und vereinigten zur herrlichsten Harmonie. Es war ein Psalm von Mendelssohn, der 24ste, eigends für den Dom-Chor a capella komponirt. Die Ausführung war vortrefflich. Die Stim-

men standen im schönsten Verhältniß zu einander. Die frischen Knabenstimmen, unter denen einige besonders klangvolle, vereinigten sich mit den sonoren Männerstimmen, mit den weichen Tenören und tiefen Bässen, zu der köstlichsten Wechselwirkung. Die Reinheit des Chors war musterhaft. — Dem religiösen Sinn des König's verdankt Berlin den trefflichen Dom-Chor, der durch seine allsonntäglichen Funktionen zur Erweckung und Belebung der Andacht wesentlich beiträgt. Es ist nur zu beklagen, daß dieses Institut sein berühmtes Haupt, den Generalmusikdirektor Mendelssohn, verloren hat. Man bezeichnet als dessen Nachfolger den Wiener Kapellmeister Otto Nicolai, den glühenden Verehrer, den sklavischen Nachbeter neuitalienischer Opernmusik, der in seinem „Templario“ sein deutsches Vaterland so total verleugnet und sich in seinen musikalischen Produktionen überhaupt so handgreiflich zum Profanen hinneigt, daß ich nicht begreife, wie sich eine solche Physiognomie an der Spitze eines geistlichen Singchor's ernst und würdig ausnehmen kann. Nun, die Erfahrung wird's ja lehren. Wol möglich, daß die ernste Aufgabe einer solchen Stellung deren Inhaber auch zu einer ernsteren Kunstrichtung führt.

Königliche Kapelle. Sinfonie-Soirée. Kapellmeister Taubert. Gebrüder Ganz.

Die Königl. Kapelle hörte ich in ihrem Glanz in einer Sinfonie-Soirée, der sechsten des Winters, welche zum Besten des Wittwen- und Waisen-Pensionsfonds dieser Anstalt im Saale der Sing-Akademie stattfand.

Es wurde ausgeführt: 1) Sinfonie von Mozart (D-dur, ohne Mennett). 2) Ouvertüre zum Sommernachtstraum von Mendelssohn. 3) Ouvertüre zu Fidelio. 4) Sinfonie eroica von Beethoven. Der Abend war einer der genußreichsten für mich. Die Kapelle, unter der umsichtigen und energischen Leitung des Kapellmeisters Taubert, bewährte ihren alten Ruhm. Namentlich entzückte mich die Eroica, deren Aufführung vollendet genannt werden konnte, bis auf einen verunglückten hohen Einsatz des ersten Horn's im Scherzo. Die stark besetzten Geigen und Bässe machten in den mächtigen Figuren des letzten Satzes eine erschütternde Wirkung. An der Spitze der Violinen steht der Konzertmeister Leopold Ganz, die Cello's führt sein Bruder, der rühmlichst bekannte Virtuose Moritz Ganz, an. Ich lernte beide Künstler in einem Konzert des Philharmonischen Vereins kennen, in welchem ich die Virtuosität des Cellisten bewundert habe, der sich in einer eigenen, leider sehr schwachen Komposition hören ließ. Wenn doch die Virtuosen etwas von ihrer Eitelkeit lassen möchten und von dem Glauben, daß ein ausübender Künstler nothwendig auch ein erzeugender sein müsse. — Mendelssohn's leider sehr kurze Wirksamkeit in Berlin hat den Sinfonie-Soiree's, welche vor mehren Jahren durch den verdienten Möser zuerst in's Leben traten, eine erweiterte Ausdehnung, einen erhöhten Aufschwung gegeben und die Theilnahme dafür lebhaft angeregt. Während sich diese Aufführungen früher auf drei bis vier Abende in jedem Winter beschränkten, sind sie in der verflossenen Konzert-Saison auf neun gestiegen, und zwar un=

ter immer wachsender Theilnahme der Zuhörer. Mit genauer Noth konnte ich zu der vorhin erwähnten sechsten Sinfonie-Soirée einen numerirten Sitzplatz erhalten. Mendelssohn's Directionstalent, seine Gabe, den Geist eines Musikwerk's auf die Ausübenden zu übertragen und denselben die feinsten Nüancen anschaulich zu machen, hat die trefflichen Leistungen der Berliner Kapelle noch bedeutend gesteigert. Ein Versuch Mendelssohn's, diesen Sinfonie-Soirée's die Gestalt der Leipziger Gewandhaus-Konzerte zu geben, und namentlich auch Vokalmusik miteinzuschalten, scheiterte gänzlich. Ich begreife nicht, warum die Berliner sich eine so interessante Abwechselung nicht gefallen lassen wollen. Bei den reichen und ausgezeichneten Vokal-Mitteln, die sich dort darbieten, könnte den Konzerten ein großer Reiz hinzugefügt werden, zumal, wenn mit den Gesangsvorträgen, die natürlich nur Gediegenes und Bedeutendes bringen müßten, auch Instrumentalsolo's der ersten Virtuosen der Königl. Kapelle abwechselten. Denn so meisterhaft die großen Orchesterwerke auch ausgeführt werden, es hat doch etwas Ermüdendes, hintereinander zwei Sinfonien und zwei Ouvertüren anzuhören. — Nach Mendelssohn's Abgange werden diese Konzerte abwechselnd von den Kapellmeistern Henning und Taubert geleitet.

Ich traf Taubert gerade bei der letzten Feile seiner Partitur zu Tieck's Blaubart, welches Stück binnen Kurzem in Szene gehen sollte. Es ist wirklich beklagenswerth, wie die talentvollsten deutschen Tonsetzer ihre Zeit und ihre schönsten Kräfte an die undankbarsten Stoffe von der Welt verschwenden, und

wie sie ihre mühevolle Arbeit, kaum vollendet und vor das Forum der Oeffentlichkeit gebracht, auch schon scheitern und der Vergessenheit anheimfallen sehen. Der Antigone-Schwindel rief Taubert's Musik zur Medea in's Leben, ein gediegenes, ja geistreiches Werk, und doch: wie fruchtlos! Tieck's Blaubart konnte es sogar nicht einmal zu einer zweiten Vorstellung bringen. Man rühmt der Musik viel Charakteristik nach, doch was hilft ihr die im verschlossenen Pulte, aus dem sie wol nie wieder zum Licht des Tages gelangen wird! Mit der Dichtung fällt auch die Musik, die Sünde der ersteren wird an der der letzteren heimgesucht ohne Gnade und Barmherzigkeit. — Ich weiß nicht, was ich an Taubert mehr hervorheben soll, seine gediegene Kunstbildung, sein bedeutendes Talent, oder seine persönliche Liebenswürdigkeit. Ein Künstler, bei dem sich beide Eigenschaften in so hohem Grade vereinigt vorfinden, gehört zu den Seltenheiten und muß daher um so mehr gewürdigt werden. Meinem Wunsche, ihn als Klavierspieler zu hören, kam Taubert auf die freundlichste Weise entgegen, indem er mich zu einem bestimmten Tage zu einer Wiederholung meines Besuches einlud. Ich fehlte natürlich nicht. Er entzückte mich zuerst durch den Vortrag seiner »Najade,« einer brillanten und bekannten Konzert-Komposition; sodann folgten einige Lieder ohne Worte (aus dem zweiten Heft) und zum Schluß wurde mir der Genuß einer freien Improvisation zu Theil, die sowohl von vollkommener Beherrschung der technischen Mittel des Instrumentes, als von Erfindungsgabe und großer musikalischer Reife in augenblicklicher, kunstvoller Verarbeitung der Ideen

zeugte. Taubert's Virtuosität als Klavierspieler, wenn sie auch nicht auf gleicher Höhe mit der eines Lißt, Thalberg, Henselt ꝛc. steht, ist jedenfalls bedeutend genug, um ihm eine ehrenvolle Stellung unter den ersten Künstlern zu sichern. Sein Spiel ist ungemein elegant und zart, und athmet tiefe Innerlichkeit. Ein vollendeter Geschmack und eine durchaus gediegene, würdige Richtung gibt sich sowohl in seinen Kompositionen, als in seinem Vortrage zu erkennen. Die übermäßigen Künsteleien der neuen Klavierschule, von der Taubert sich nur die guten Seiten angeeignet hat, sind ihm fremd geblieben. Er will nicht blenden durch unerhörte Kunststücke, die das Herz leer lassen, er will das Gemüth des Zuhörers beherrschen. Und dieses Erfolges ist er stets gewiß. Mit einem Wort: Taubert ist kein Klavierpauker, sondern ein Klavierspieler, und das will heute viel sagen. Taubert's Stellung zum Theater als Kapellmeister, nimmt seine Zeit sehr in Anspruch, und er gestand mir mit Bedauern, daß sein Klavierspiel vor den dienstlichen Funktionen gegenwärtig etwas in den Hintergrund treten müsse.

Rellstab. Königliche Oper.

Der bekannte Berliner Kritiker und Feuilletonist der Vossischen Zeitung, L. Rellstab, hat einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht. Ich fand in ihm einen Mann von gereiftem Kunsturtheil und vielseitiger Bildung. Seine Mittheilungen über musikalische Zustände in Paris, und namentlich über die berühmten Konzerte des Konservatoriums, die er mir machte, wa=

ren beredt und interessant. Rellstab hat so viele Feinde, wie Sand am Meer; fast die gesammte schöngeistige Journalistik Deutschlands schleudert vernichtende Blitze auf seine Wirksamkeit. Rellstab schreibt auch Tragödien, und das kann man ihm nicht verzeihen. Der Text zum „Feldlager in Schlesien,“ der ebenfalls von ihm herrührt, war ein Gegenstand neuer wüthender Anfälle. Rellstab gestand mir, wie sehr ihm bei der Conception dieser Dichtung die Flügel gebunden waren, und wie namentlich das dramatische Interesse durch den Uebelstand, Friedrich den Großen nicht auf die Bühne bringen zu dürfen, große Einbuße erleiden mußte. Die Oper sollte am nächsten Tage, ich weiß nicht, zum wie vielsten Male, gegeben werden. Von der Unmöglichkeit, einen Platz zu dieser Vorstellung zu erhalten, hatte ich mich schon überzeugt. Rellstab wollte mir behülflich sein und hatte die große Gefälligkeit, zur Stelle einige Zeilen an Meyerbeer aufzusetzen, die ich persönlich überbringen sollte. Ich fand den berühmten Tonsetzer nicht zu Hause, und am nächsten Tage war das „Feldlager“ wegen plötzlicher Heiserkeit eines Sängers abgesagt. So kam ich denn um diese Oper, die meine Neugierde, nach Allem was ich darüber gehört und gelesen, nicht wenig angeregt hatte. Doch wurde ich entschädigt. Der Zettel verkündete die „Nachtwanderinn“ mit der Jenny Lind.

Ich will es nicht versuchen, den Eindruck, welchen das prachtvolle Opernhaus auf mich machte, zu schildern. Meine ziemlich hochgespannten Erwartungen davon wurden bei weitem übertroffen. Die Ouvertüre begann. Der Vorhang rauschte in die Höhe. Meine

Ungeduld ließ mich die ersten Szenen fast überhören, bis zum Erscheinen der Lind. Endlich war sie da, noch ein donnernder, nicht enden wollender Applaus, und dann athemlose Stille. Ich lauschte mit Entzücken diesen Silbertönen, welche gleich milden, warmen Frühlingslüften wonnig die Brust durchsäuseln. Der zauberische Wohlklang dieser Stimme, dieser reine, ich möchte sagen, keusche Ton, durchdrang mich wunderbar. Es bedurfte längere Zeit, um von diesem überwältigenden Eindruck zu einem klaren Bewußtsein des eigentlichen Reizes und der technischen Vorzüge dieser herrlichen Stimme zu gelangen. Mehr und mehr drang sich mir die künstlerische Vollendung dieses Gesanges entgegen, und als Jenny Lind unter enthusiastischem Jubel die erste Arie geendet hatte, da stand die Ueberzeugung in mir fest, daß sie eine der seltensten Erscheinungen und eine wahrhaft große Sängerinn sei. Und nun diese Darstellung! So ganz verschieden von dem üblichen Primadonnen-Zuschnitt, so frei von aller Komödianten-Naivität! Die Decenz, mit der diese liebliche Schwedinn die Nachtwandlerinn darstellt, thut unbeschreiblich wohl. Ihr Spiel ist der Erguß einer reinen Seele. Von einer Koketterie, von einer, wenn noch so liebenswürdigen Frivolität, mit der die meisten Sängerinnen in der Schluß-Arie der Nachtwandlerinn Triumphe feiern, weiß Jenny Lind nichts. Und doch, wie begeisternd wirkte diese Szene, welchen endlosen Jubel erregte sie!

An Mantius, der den Elwin gab, hatte die Lind in der That einen würdigen Genossen. Der große Ruf dieses Sängers ist vollkommen gerechtfertigt. Un-

ter Deutschlands Tenoristen nimmt er unbestritten einen hohen Rang ein. Hat seine Stimme gleich etwas von ihrem frühern Schmelz und Metallklange eingebüßt, so zeichnet sie sich durch eine bedeutende Volubiiität und durch ihren angenehmen, weichen Charakter aus. Die Gesangsmethode dieses ausgezeichneten Sängers ist eine der trefflichsten, die mir vorgekommen; die Verbindung der Bruststimme mit dem Falset namentlich kann vollendet genannt werden. Sein Vortrag zeugt von ächt künstlerischer Durchbildung und von feinem Geschmack. Was Mantius aber weit über alle Tenoristen der jetzigen Zeit erhebt, das ist sein Darstellungstalent. Er versteht es mit wahrhaft poetischem Gemüth und mit naturgetreuer Charakteristik in seine Rolle einzudringen. Er beherrscht seine Parthie nach allen Seiten hin mit der Sicherheit des Meisters, und überschreitet niemals die Gränzen des Schönen. Die Einfachheit und Wahrheit in seinen Gebilden, in Spiel und Gesang, muß selbst dem anspruchsvollsten Kritiker vollkommene Befriedigung gewähren.

Herr Böttcher sang den Grafen. Ich hatte viel von der schönen Stimme dieses Sängers gehört, und mich hat in der That die seltene Kraft derselben überrascht. Doch fehlt dieser Stimme, um mit Recht schön genannt werden zu können, etwas Weichheit. Sie ist fast immer scharf und entbehrt zu sehr der zarten Schattirungen. Doch kann ich mich in meinem Urtheil täuschen. Mir wurde keine zweite Gelegenheit zu Theil, Herrn Böttcher zu hören, und die in Rede stehende Parthie ist freilich nicht eben von großer Bedeutung.

Daß Herr B. ein kunstgebildeter Sänger ist, unterliegt keinem Zweifel.

Frau von Faßmann, die einst so gefeierte Sängerinn und Rivalinn der Sophie Löwe, in einer untergeordneten Rolle (als Therese) beschäftigt zu sehen, hat mir wehe gethan. Ob die Zeit so frühe schon den zerstörenden Hauch über die einst so schöne Stimme geweht hat, oder ob, wie Viele behaupten wollen, Frau von Faßmann absichtlich von der Intendanz zurückgesetzt wird, vermag ich nicht zu entscheiden. Doch läßt sich der letztere Fall kaum annehmen. Was sollte die Intendanz zu solcher Ungerechtigkeit bewegen? Frau von Faßmann hatte in Berlin vor mehren Jahren eine glänzende Epoche und war besonders berühmt in den Gluck'schen Opern. Doch: sic transit gloria mundi!

Italienische Oper.

Im schärfsten Kontrast zu dem Genuß, welchen mir die Nachtwandlerinn in der Königl. Oper bereitete, stand ein Abend, den mir die Italiener in der Königsstadt verleideten. Donizetti's bis zum Ueberdruß gehörte »Regimentstochter« an und für sich konnte nicht sehr reizen, doch mir blieb keine Wahl, und ich mußte zugreifen, wollte ich mir die Italienische Oper nicht ganz entgehen lassen. Schon mein Eintritt in das Theater verhieß nichts Tröstliches; leere Bänke und leere Logen starrten mich unheimlich an. Das große Feld der Sperrsitze, mit etwa 30 Personen, gewährte das traurige Bild einer Wüste, und im Parterre ergingen sich einzelne mit ungeheuren Augengläsern bewaff-

nete Stutzer, die vergeblich in die Logen heraufstarrten nach einem der Anbetung würdigen Gegenstande. Man versicherte mich, daß der Besuch der italienischen Opernvorstellungen in der laufenden Saison fast immer so trostlos gewesen sei. Die Aufführung der »Regimentstochter« war es leider in demselben Grade. Signora Angiolina Zoja, vom Königl. Hoftheater zu Turin, wie der Zettel angab, trommelte die Maria. Wenigstens ist mir von ihrer Leistung nichts hervorstechendes weiter aufgefallen. Ihre Stimme erschien mir als eine vollkommene Karrikatur. Nicht einen gesunden Ton habe ich vernommen. Die Art, mit welcher die Zoja mit einigen unnatürlich tiefen Tönen kokettirte, indem sie zuweilen von einer hohen Passage ganz sinn- und geschmacklos absprang und dem Zuhörer plötzlich eine Phrase in Contra-Alt-Tönen in's Gesicht warf, war geradezu widrig. Die Koloratur, sonst doch die Hauptstärke der Italiener, bot nichts Erfreuliches dar; sie war so mittelmäßig, wie bei irgend einer deutschen Provinzialsängerinn, und gewiß noch falscher und gewissenloser. Wenn ich etwas bewundert habe, so war es die Keckheit, mit der die Zoja Alles, was ihr zu schwierig schien, zu beseitigen und nach ihrem Belieben zu modifiziren wußte. Namentlich geschah dies mit den hohen Tönen fast immer. — Signor Carozzi (Sulpizio), zugleich Impressario der Gesellschaft, ist gänzlich stimmlos, und von Beurtheilung seines Gesanges kann daher nicht die Rede sein. Sein lebhafter und leichter Vortrag der Recitative verdient jedoch Anerkennung. — Am meisten befriedigte noch Sgr. Borioni (Tonio), der mir die beste Schule von Allen, und auch

die beste Stimme zu haben schien. Seine ganze Erscheinung ist freilich unbedeutend und seine Bewegungen nehmen nicht für ihn ein. — Von der Signora Remorini (Marchesa di Berkenfield) vernahm ich einige hübsche, klangvolle Töne, dagegen kam mir ein Sgr. Bizzocaro, der den Ortenzio gab, geradezu wie ein Bänkelsänger vor. Sein Gesang war ein widriges Geplärre und in der Darstellung wetteiferte er mit einem Bajazzo. Der Chor zeichnete sich durch große Lebhaftigkeit, aber durch ein noch größeres Geschrei aus. Ich verließ das Theater mit Kopfschmerz, warf mich in eine Droschke und sperrte beide Fenster auf. Die frische Luft that mir wohl.

Trio-Soirée.

Nicht unerwähnt lassen kann ich eine Trio-Soirée der Gebrüder Stahlknecht (Königl. Kammermusiker) und des Pianisten Steifensand, welcher ich im Saale des Hotel de Russie beiwohnte. Es wurde nur Gediegenes in trefflicher Ausführung geboten. Dem Trio in C-moll (op. 1. No. 3.) von Beethoven folgte eine Sonate in H-moll von Seb. Bach für Pianoforte und Violine, und den Beschluß machte ein schön erfundenes und durchgeführtes Trio von Taubert in F. Diese Soirée's, welche im vergangenen Winter zuerst in's Leben traten, finden ganz außerordentlichen Anklang und es läßt sich ihr Bestehen auch für künftige Jahre mit Gewißheit voraussehen. — Außerdem bieten die rühmlichst bekannten Quartett-Unterhaltungen, unter Anführung des trefflichen Violinisten Zimmermann, den

Freunden klassischer Musik die schönste Gelegenheit, ihren Geschmack an den unsterblichen Werken unserer deutschen Altmeister zu befriedigen.

Berliner Liederkomponisten.

Die Liederkomponisten spielen in den zahllosen Virtuosenkonzerten, welche das unerbittliche Fatum über die guten Berliner verhängt, eine zu bedeutende Rolle, als daß ich sie in meinen Skizzen mit Stillschweigen übergehen könnte. Die Liederkomponisten in Berlin haben eine gar üppige Vegetation und schießen gleich Pilzen aus der Erde auf. Ihre Fruchtbarkeit ist so ungeheuer, daß füglich das ganze singende Deutschland mit ihren Erzeugnissen nicht allein hinlänglich versehen, sondern in besonders günstigen Jahren sogar erstickt werden könnte. Diese zahllosen lyrischen Kindlein nun wollen an das Tageslicht, vor das Publikum und an die Verleger. Große Zwecke verlangen große Mittel, zur Ausführung kühner Ideen bedarf es unerhörter Anstrengungen. Und solchen müssen die Väter sich unterwerfen, wenn ihre lyrischen Kindlein, aus Mangel an kräftiger Nahrung, nicht an der faden Kost ihrer Melodie Hungers sterben sollen. In der Regel greifen die zärtlichen Väter, von der Zähigkeit der Verleger schon mehr als hinlänglich überzeugt, gleich zum Hauptmittel, das entweder zum Ziel führt oder die Hoffnung mit einem Male vernichtet. Hier handelt es sich um Leben oder Tod. Das Mittel besteht im Antichambriren bei den gefeiertsten Sängerinnen der Residenz. Sieht man des Vormittags einen jungen Mann mit

zierlichem Schnurrbart und gelben Glacéehandschuhen, ein Notenheft unter dem Arm, in ungestümer Hast durch die Straßen eilen, so wird man sich selten täuschen, wenn man ihn für einen jungen Liederkomponisten hält, der zur Marx oder Tuczeck stürzt, um der Gefeierten seine Anwartschaft zur Unsterblichkeit devotest zu Füßen zu legen. Findet der Jüngling einige Gnade vor den Blicken der Sängerinn und läßt sie sich herab, das eine oder das andere der Lieder in einem der Virtuosen-Konzerte (richtiger: Freibillet-Konzerte) zu singen, so ist sein Glück gemacht. Die Beliebtheit der Sängerinn und ein geschmackvoller Vortrag vermag mitunter auch Unbedeutendes zu heben. Das Lied, welches zum Ueberfluß wohl auch noch in den Mund einer andern Sängerinn übergeht, aus Künstler-Eifersucht, kommt in die Mode, und vor Allem — an den Verleger, der es nun marktschreierisch ausposaunt. Diese gelobhudelten Kompositionen gehen nun in die Provinzialstädte. Man greift danach mit Begierde, weil die Residenz sie sanktionirt hat, und — legt sie oft kopfschüttelnd bei Seite.

Joseph Gungl.

Man würde den für einen argen Ketzer verschreien, der in Berlin gewesen und Joseph Gungl nicht gehört hätte. Ich mochte diesen Vorwurf nicht auf mich laden. Eine Droschke, so flüchtig wie man sie in Berlin nur haben kann, setzte mich eines Abends vor Sommer's Lokal in der Potsdamerstraße ab. Gegen Erlegung von 5 Groschen öffneten sich mir die Pforten des brillant erleuchteten Saales und die noch lockendere Aus-

sicht des angekündigten Thé musical, mit einstweiligen Ansichten der Berliner beau monde, welche, rund um die zahlreichen Tische gruppirt, die in doppelter Reihe die ganze Länge des großen Saales einnahmen, mit verführerischer und, wie mir schien, etwas polkistischer Miene, dem Erscheinen des großen Gungl, an der Spitze seiner Getreuen, entgegensah, während die jungen Männer, gleich Schmetterlingen, die Schönen umkreisten und die älteren in behaglicher Ruhe aus den vor ihnen stehenden riesigen Weißbier-Behältern von Zeit zu Zeit lange Züge thaten. Die einleitenden Hörner der Freischütz-Ouvertüre unterbrachen mich in meinen Betrachtungen. Ich horchte mit steigender Theilnahme. In der That, ein treffliches Orchester, voll Feuer und Präzision. Die Ausführung des brausenden Allegro's elektrisirte mich. Die nicht eben stark besetzten Geigen thaten Wunder. Alles griff mit seltener Einheit und kräftig pulsirendem Leben in einander. Das Orchester machte seinem Führer, und der Führer seinem Orchester Ehre. — Nach der Ouvertüre folgten nun jene üppigen, pikanten Klänge, jene reizenden Tändeleien mit ihren verführerischen, aufregenden Rhythmen, die der sinnreiche Mensch in verschiedene Klassen eingetheilt hat, als da sind: Walzer, Masureck, Polka u. s. w. Gungl folgte auf Strauß, und Strauß auf Gungl. Die Wangen der schönen Berlinerinnen färbten sich mit einem höhern Roth, die Herzen schlugen wärmer, die Augen strahlten feuriger. Doch leider war es nur ein Thé musical, kein Thé dansant. Alle Blicke richteten sich auf Gungl, einen schlanken, interessanten, noch jungen Mann, mit jenem unwiderstehlichen,

blassen Anstrich und schwärmerischen Auge, daß die Künstler bei dem schönen Geschlecht so leicht zu Schooßkindern des Glückes macht, im modernen Frack, mit musterhaft geordnetem Haar. Er stand mit der Geige im Vordergrunde und dirigirte mit umsichtiger Ruhe, der Trefflichkeit seiner Kapelle gewiß. Die Ausführung der reizenden Sachen war in der That musterhaft. Namentlich habe ich die schöne, reine Harmonie der Blaseinstrumente bewundert und die Präzision, mit welcher diese die schnellsten Gänge zusammen exekutirten. Gungl ist in Berlin immer noch der Löwe des Tages. Trotzdem der Reiz der Neuheit für die Berliner längst dahin sein muß, wallen sie fast täglich in Schaaren zu Sommer's Lokal, um dort über den großen Gedanken: „Das Leben ein Tanz“ zu philosophiren.

Mit diesem heitern Bilde nehme ich Abschied von dem fröhlichen, buntfarbigen Berlin und fliege auf der Eisenbahn dem ernsteren Leipzig zu, hoffend, der geneigte Leser werde mich auch auf dieser Wanderung freundlichst begleiten.

Leipzig.

Gewandhaus-Konzerte. Musikdirektor Gade. Konzertmeister David.

Ich traf in Leipzig an einem Donnerstage ein und mir stand somit für denselben Abend ein Konzert im Saale des Gewandhauses bevor. Ich besuchte zuvor einen Geschäftsfreund, den in Deutschland wohl bekann-

ten Musikalienhändler Fr. Hofmeister, einen Ehrenmann, dessen ich hier mit besonders dankbarer Erinnerung erwähne, weil er sich meiner, mit theilweiser Aufopferung seiner kostbaren Zeit, auf die herzlichste Weise annahm, mich mit allem Interessanten, was Leipzig darbietet, bekannt machte und überhaupt Alles beitrug, um mir den Aufenthalt in dieser Stadt so angenehm wie möglich zu machen. Hofmeister führte mich kurz vor dem Beginn des Konzertes zu Herrn Dr. Härtel, dem Chef der berühmten Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel, einem der Mit-Direktoren der Gewandhaus-Konzerte. Im Fluge wurde dessen Bekanntschaft gemacht, die bisher nur brieflich bestanden hatte. Herr Dr. Härtel, der, beiläufig gesagt, einer der angesehensten und auf Kunstzustände einflußreichsten Männer in Leipzig ist, empfing mich mit freundlicher Zuvorkommenheit und erfreute mich durch Vorzeigung zweier in seinem Verlage erschienener Kompositionen von mir (op. 4. und 5.), deren Stich so eben beendigt worden war und denen binnen Kurzem op. 6. und 7. (zwei Liederhefte) folgen werden. Dr. Härtel war so freundlich, mir eine Eintrittskarte zu dem bald beginnenden Konzert einzuhändigen, eine Aufmerksamkeit, mit der man fremden Künstlern in Leipzig gern entgegenkommt, und Freund Hofmeister und ich lenkten unsere Schritte nach dem Gewandhause.

Ueber den Ruf dieser Konzerte, deren in jedem Winter 20 stattfinden, bedarf es keiner Worte weiter. Der hohe musikalische Standpunkt Leipzig's und dessen Bedeutsamkeit für Deutschland wird durch dieses großartige Unternehmen, bewährt und erprobt durch sein

vieljähriges Bestehen, auf das unzweideutigste dokumentirt. Man kann Leipzig füglich als den Centralpunkt des gesammten Musiklebens in Deutschland betrachten. Dort fließt Alles zusammen, was entweder schon einen Namen in der Kunstwelt errungen hat, oder zu einem Renommee erst gelangen will. Ausländische und deutsche Künstler lassen ihrer musikalischen Bedeutung in Leipzig den Stempel aufdrücken, in der gewissen Ueberzeugung, mit diesem Gewährsbriefe alsdann in den größten Städten Deutschland's freundlich und mit Theilnahme aufgenommen zu werden. Daher ist Leipzig der Vereinigungspunkt der ersten Kunst-Notabilitäten, welche den Konzerten im Gewandhause einen hohen Glanz verleihen. Mehre musikalische Zeitschriften, die daselbst erscheinen, bilden das öffentliche Organ für die Künstler und ihre Leistungen, und Leipzig's großartiger Musikalien-Verlag, dessen Erzeugnisse sich weit über Deutschland hinaus verbreiten, schließt das Bedeutendste in sich, was die berühmtesten Tonsetzer aller Länder in jedem Gebiete der Tonkunst geschaffen haben und schaffen.

Unter solchen Betrachtungen trat ich in den glänzenden Saal, welcher hinsichtlich seiner Größe, Eleganz und günstigen Akustik den würdigen Kunstzwecken, denen er dient, durchaus entspricht. Die glänzende Versammlung, welche mein Auge überflog und welche wol aus sieben- bis achthundert Köpfen bestehen mochte, gab mir ein lebhaftes Bild von dem allgemeinen Musiksinne Leipzigs. Ich könnte noch Manches von der besondern Einrichtung des Saales und von der trefflichen Aufstellung des Orchesters sagen; doch möchte ich meine Skizzen, welche ohnedieß schon die von mir anfangs

festgestellten Gränzen überschreiten, nicht noch mehr ausdehnen. Ich beschränke mich daher auf einige Andeutungen über die musikalischen Leistungen.

Eine Ouvertüre zu der Oper »Die Bräute von Venedig« von J. Benedict (neu — Manuscript) welche das Konzert eröffnete, sprach nicht an. Sie hatte zu wenig Plan und zu viel modernen Klingklang. Eine Engländerinn Miß Lincoln, welche die Leipziger auf Empfehlung Mendelssohn's für die Konzert-Saison des letzten Winters engagirt hatten, sang eine Arie aus »Herkules« von Händel, mit unbedeutender Stimme und wenig hervorstechendem Vortrage. Dagegen sagten einige Schottische Nationallieder ihrer Individualität mehr zu. Die verwöhnten Leipziger, deren Anforderungen stets so hoch wie möglich gespannt sind, sahen ihre Ansprüche auf eine Konzertsängerinn in der Erscheinung der Miß Lincoln nicht befriedigt, und die junge Sängerinn mußte bei ihrem ersten Auftreten sogar Opposition erfahren. Sie hatte sich im Verlaufe ihrer Gesangsleistungen in den folgenden Konzerten nur geringer Gunst zu erfreuen und verließ Leipzig sehr bald wieder. — Großen Genuß gewährte mir das Violinspiel des Konzertmeisters David, der nach einer kleinen Kunstreise an diesem Abende zum ersten Male wieder auftrat und, als großer Liebling des Publikums, enthusiastisch empfangen wurde. David spielte zwei seiner neuesten Kompositionen, eine Andante und Scherzo capriccioso, und Konzert-Variationen über ein Original-Thema. David vereinigt mit einer vollendeten Technik einen feinen Geschmack und eine seltene Eleganz des Vortrag's. In diesem Künstler streiten sich der Komponist und der

Virtuose um den Vorrang. Seine Kompositionen verrathen den durchgebildeten Musiker und sind mit Geist angelegt und durchgeführt. Die Orchesterbegleitung zu seinen Solostücken für die Violine ist durchaus selbstständig und interessant, ohne der Hauptstimme etwas von ihrem Glanz und ihrer Herrschaft zu benehmen. An manchen feinen Zügen und Wendungen erkennt man die Vorliebe Davids für die Kompositionsweise Mendelssohn's. Eine solche Familienähnlichkeit trug namentlich das Scherzo capriccioso an sich, in Form und Inhalt. Die Ausführung beider Stücke, welche die Leipziger in diesem Konzerte zum ersten Male hörten, war meisterhaft, obgleich in dem Vortrage mehr Verstand, mehr feine Berechnung auf Wirkung vorherrschte, als tiefes Gefühl. Ich staunte über die Vollendung, über die künstlerische Abgeschlossenheit in David's Spiel, ohne davon hingerissen zu werden. — Den Schluß des ersten Theiles bildete der bekannte 24ste Psalm von Fr. Schneider, meinem Lehrer. Diese kräftige, meisterhaft gearbeitete und klare Komposition wurde von dem Thomaner-Chore tüchtig ausgeführt; nur wäre eine stärkere Besetzung der Stimmen wünschenswerth gewesen. Die Soli wurden von den Damen Hennigsen und Anton, Schülerinnen des Leipziger Konservatoriums, und von den Herren Meyer und Kindermann (der Letztere ist Bassist des Leipziger Theaters) genügend gesungen. — Nun kam die Krone des Abends, Beethoven's B-dur-Sinfonie. Es hat mich kaum etwas so begeistert, wie die Ausführung dieses herrlichen Tonwerks. Die Berühmtheit des Leipziger Orchesters fand ich glänzend bestätigt. Der gewaltige Tonkörper, aus so ver-

schiedenartigen Elementen zusammengesetzt, schien eine Seele zu athmen. Ueberall die wundervollste Uebereinstimmung im Einzelnen, wie im Ganzen. Da war nirgend ein Zuviel, nirgend ein Zuwenig. Jedes Instrument kannte und erfüllte seine Bestimmung: ein wesentliches Glied zu sein in der Kette des Ganzen und die Grunddidee des Tondichters in geistiger Klarheit veranschaulichen zu helfen. Man hörte aus jedem Instrumente die Selbstständigkeit der Musiker heraus und die Fähigkeit, ihre Aufgabe richtig zu erfassen und in den Geist des Tonstück's einzudringen. Die feinsten Schattirungen wurden von dem gesammten Orchester mit bewundernswerther Einheit ausgeführt. Die 24 Geigen, von David angeführt, vereinigten sich zu einem Pianissimo, das dem Säuseln des Zephyrs glich, während ihr Fortissimo mit erschütternder Pracht durch die Seele zuckte. Bei der Aufführung dieser Sinfonie wurde es mir erst recht klar, welchen Schatz das Leipziger Orchester an David besitzt. Die vortreffliche Schule Davids und der Einfluß dieses Meisters auf sämmtliche Geiger des Orchesters dringt sich dem Zuhörer unwillkührlich auf. Der kräftige, sichere Bogenstrich ist bei Allen derselbe, nicht minder der feste Ton und eine vollkommene Beherrschung des Piano's. Ich gebe den Violinen des Leipziger Orchesters den Vorzug vor denen der Berliner Kapelle, was das Zusammenspiel anbetrifft, dagegen sind die Messinginstrumente der Letzteren weit ausgezeichneter. Die Holzblaseinstrumente in Leipzig, wenn ihnen auch nicht so anerkannte Virtuosen, wie in Berlin, vorstehen, zeichnen sich durch einen schönen Ton aus und durch ein einheitsvolles Zusammenwirken. Der

Paukenschläger ist gewissermaßen eine Berühmtheit, obgleich er seine Vorzüge mitunter etwas zu vorlaut bemerkbar macht.

Das Konzert wurde von dem Musikdirector Gade dirigirt, einem jungen Dänen, der vor einigen Jahren persönlich nach Leipzig kam, nachdem zuvor Mendelssohn eine Sinfonie von ihm, die ein eigenthümliches Talent bekundet und sich namentlich durch den poetischen Duft nordischer Nationalklänge auszeichnet, mit vielem Glück aufgeführt hatte. Man kam dem Talentbegabten jungen Komponisten, der im Aeußern eine auffallende Aehnlichkeit mit Mozart hat, nun mit vieler Theilnahme entgegen. Er brachte seine Sinfonie wiederholentlich mit steigendem Beifall zur Aufführung und befestigte sich in der Gunst des Publikums dergestalt, daß man ihm, nachdem Ferd. Hiller einen Winter hindurch die Stelle des nach Berlin als Generalmusikdirector berufenen Mendelssohn eingenommen hatte, die Direktion der Gewandhaus-Konzerte für den verflossenen Winter übertrug. Die Stellung war für Gade eine schwierige. Abgesehen davon, daß es ihm anfänglich an der nöthigen Routine zum Dirigiren fehlte, hatte er noch das bei dem Publikum sehr lebhafte Andenken an den in Leipzig etwas abgöttisch verehrten Mendelssohn zu bekämpfen. Der große Ruf und der Einfluß Mendelssohn's, welcher die ausgezeichnetsten Künstler nach Leipzig zu ziehen wußte, dann auch sein eminentes Direktionstalent und seine nach allen Seiten vollendete künstlerische Bildung überhaupt — Alles dies hat den Gewandhaus-Konzerten einen großen Glanz verliehen und den Ruf derselben erst eigentlich zu seiner jetzigen

Höhe gebracht. Es mußte den Leipzigern schmeichelhaft sein, eine solche Berühmtheit an der Spitze ihres Konzert-Instituts zu sehen. Man brachte Mendelssohn eine unbegrenzte Verehrung entgegen und streute ihm Weihrauch auf jede erdenkliche Weise. Das Publikum wurde verwöhnt durch den Künstler, der Künstler durch das Publikum. Unter solchen Umständen ist ein Theil des dortigen musikalischen Publikums etwas stolz und intolerant geworden. Es blickt mit einiger Vornehmheit auf ein Kunstwerk oder einen Künstler herab, dem noch nicht die Posaune großen Rufes vorangeht, und kommt den Werken jüngerer Tonkünstler nicht mit der Theilnahme und Aufmerksamkeit entgegen, die jedes ernste Streben verdient. Doch trifft dieser Vorwurf nicht das gesammte Publikum. Es giebt viele und rühmliche Ausnahmen, die ich an mir selbst kennen gelernt habe.

Mir wurde die Bevorzugung zu Theil, in dem nächsten Gewandhaus-Konzert eine Sinfonie von meiner Komposition zur Aufführung zu bringen. Die Direktion kam meinen Wünschen auf die freundlichste und bereitwilligste Art entgegen, und lud mich zur persönlichen Leitung meines Werkes ein. So schmeichelhaft auf der einen Seite zu einem Leipziger Konzerte die Wahl eines unbekannten Werkes für dessen Schöpfer sein muß, da neben den anerkannten Meister-Sinfonieen eines Beethoven, Spohr, Mendelssohn, nur äußerst selten neuere Werke der Art zu Gehör gebracht werden, so zweifelhaft ist es andrerseits, unter solchen Umständen die hohen Ansprüche, welche man in Leipzig an eine der schwierigsten Kompositionsgattungen macht, im ganzen Umfange zu erfüllen. Zudem fehlt es dort nicht

an jungen Musikern, die jede Bevorzugung eines fremden Künstlers mit scheelem Neide ansehen und, dem aufzuführenden Werke schon von vorn herein ihre Ungunst entgegenbringen. So hatte meine Sinfonie nur theilweise Erfolg. Es fehlte ihr an Beifall nicht; namentlich wurde das Andante und das Scherzo mit lebhafter Theilnahme aufgenommen, weniger der letzte Satz, obgleich auch diesem Beifall nicht entging. Die Sinfonie hat einen bedeutenden Fehler an sich, sie ist zu lang. Diese Bemerkung drang sich mir selbst schon in der Tags zuvor abgehaltenen Probe auf. Man verzeiht einem jungen Komponisten alles Mögliche, nur nicht Längen. Es ist schwer, hierin die rechte Mitte zu halten; nur durch mannigfache Erfahrungen gelangt man dahin.

Meine Feinde in Danzig bemühten sich, über meine in Leipzig aufgeführte Sinfonie die abgeschmacktesten Gerüchte und gänzlich entstellte Nachrichten zu verbreiten; namentlich soll den Westpreußischen Mittheilungen, einem in Marienwerder erscheinenden Blatte, von Danzig aus eine lächerliche Albernheit eingesandt worden sein. Der Beweggrund zu solchem Verfahren liegt auf der Hand; welcher andere kann es sein, als gehässiger Neid? Ich gebe jenem Berichterstatter zu bedenken, erstens, daß in so berühmten Konzerten, wie es die Leipziger Gewandhaus-Konzerte sind, etwas durchaus Verfehltes niemals zur Aufführung kommt, und zweitens, daß meine Sinfonie unter circa fünfzehn andern Werken der Art, welche der Direction eingesandt waren, vorzugsweise herausgesucht und zur Aufführung bestimmt wurde. Ich denke, dieser Umstand

spricht hinlänglich dafür, daß meine Sinfonie so werthlos nicht sei, wie sie der Danziger Anonymus gern machen möchte. Julius Becker, der bekannte Kritiker, welcher zu der Zeit in Leipzig nicht anwesend war, sagt in den »Signalen für die musikalische Welt« bei Gelegenheit eines Konzertberichtes: »die Sinfonie des Herrn Markull sei nach dem Urtheile aller Musiker Leipzigs ein sehr fleißig und korrect gearbeitetes Werk.« Professor Brendel schreibt in der Neuen Zeitschrift für Musik: »die Sinfonie hätte nur bei einem Theile des Publikums Beifall gefunden, während der andere diese Ansicht nicht theilte, hauptsächlich wol in Folge der zu großen Länge der Komposition. Ohne diesen Fehler würde das Verdienstliche des Werkes deutlicher hervorgetreten sein und allgemeinere Anerkennung gefunden haben.« — So viel über diesen Gegenstand, den ich nie berührt haben würde, da jedem Künstler ein Urtheil, dem unreine Motive zum Grunde liegen, nur gleichgültig sein kann, wenn nicht gegenwärtige Skizzen mir eine Gelegenheit dazu dargeboten hätten.

Ich theile den Lesern noch aus dem mir vorliegenden gedruckten Zettel das Programm des sechzehnten Gewandhaus-Konzertes mit. Erster Theil. Ouvertüre »die Najaden« von W. Sterndale — Bennett. Szene und Arie aus dem »Piraten« von Bellini, gesungen von Herrn Widemann, (erstem Tenoristen des Leipziger Theaters). Konzert für die Violine von Spohr (E-moll), vorgetragen von Herrn Otto von Königslöw aus Hamburg. Cavatine aus der Oper »Euryanthe,« gesungen von Fräul. Hennigsen. Kon-

zert für die Baßposaune von David, vorgetragen von Herrn Rex. Zweiter Theil. Sinfonie in D-dur von F. W. Markull, Musikdirektor in Danzig. (Neu, Mscrpt. unter Direktion des Komponisten).

Viele gemüthliche Stunden verlebte ich in Leipzig mit dem bereits erwähnten talentbegabten Dänen Gade. Zu dieser sinnigen Künstlernatur fühlte ich mich besonders hingezogen. Theils machten wir mit einander kleine Ausflüge in die Umgegend oder Promenaden in der Stadt selbst, theils vereinigte uns sein trauliches Zimmer und das Pianoforte darin zu innigem musikalischem Verkehr. Ich glaube, daß Gade eine bedeutende musikalische Zukunft vor sich hat, wenn sein Talent erst zu vollständiger Entwickelung gelangt sein wird.

Theater.

Im Leipziger Theater wohnte ich einer vortrefflichen Vorstellung von Mozart's „Figaro's Hochzeit“ bei. Die Primadonna, Fräul. Mayer, eine geborne Wienerinn, sang die Gräfinn. Schöne Stimme, ausgezeichnete Methode und künstlerischer Vortrag zeichnen diese Sängerinn aus, die sich ohne Zweifel den Besten ihres Faches in Deutschland anreiht. Ihre Hauptstärke besteht in getragenem Gesang, doch ist auch die Koloratur sehr schätzenswerth, und was dieser an italienischer Geläufigkeit abgeht, wird auf der andern Seite ersetzt durch eine musterhafte Korrektheit. Fräul. Mayer war ein großer Liebling des dortigen Publikums, und ihr Talent fand die Hochschätzung, die es verdient. Die Leipziger sind über

ihren Verlust untröstlich. Die liebliche Nachtigall ist dem Süden zugeflogen, nach einer nur einjährigen Wirksamkeit auf der Leipziger Bühne. — Frau Günther-Bachmann, vielleicht die beste Soubrette in Deutschland, gab die Susanne, ich darf sagen, meisterhaft. Wo sich persönlicher Liebreiz mit einer vollendeten Eleganz der Bewegungen vereinigt, wo Natur und Kunst sich in dem Maaße die Hand reichen, daß es unmöglich ist das Aufhören der Einen und den Anfang der Andern zu unterscheiden, daß Beide, Natur und Kunst, auf das innigste in einander verwachsen scheinen, da kann man dem Künstler Bewunderung nicht versagen. Was ließe sich nicht Alles über eine solche Darstellung der Susanne sagen, über die unendlichen Feinheiten, welche Frau Günther-Bachmann fast in jede Szene hineinzustreuen wußte! Der Gesang der Künstlerinn, ohne gerade bedeutend zu sein, macht doch den wohlthuendsten Eindruck. Sie kennt ihre Kräfte ganz genau und weiß ihrer Stimme alle Vortheile abzulauschen, während sie die Schwächen, wozu z. B. eine unzureichende Höhe gehört, durch vorsichtige Einsätze und durch weise Schonung weniger fühlbar zu machen versteht. Der feinste Geschmack ist, wie über ihre Darstellung, so über ihren Gesangsvortrag ausgegossen, und dieser Geschmack ist bezaubernd. — In Herrn Kindermann, welcher den Grafen sang, besitzt Leipzig einen der ausgezeichnetsten Sänger. Ich erinnere mich nicht, bisher eine Baßstimme von solchem Metall, von so herrlichem Klange gehört zu haben. Nicht weniger hat mich die Gleichmäßigkeit und der Umfang des Stimm-Registers überrascht. Wenn Kindermann der Ausbildung seiner Koloratur und

seines Spiels, das ziemlich hölzern ist, noch große Sorgfalt zuwendet, so wird die Laufbahn dieses Sängers eine glänzende sein. — Der den Danzigern bekannte Barytonist Eicke war ein tüchtiger Figaro, freilich kein ausgezeichneter. Seine Stimmmittel nehmen immer mehr ab; sie können durch ein übermäßiges Forciren nicht ersetzt werden. — Die Besetzung der übrigen Parthieen war nicht eben hervorstechend, doch insofern genügend, als ein tüchtiges, festes Ensemble gebildet wurde. Das Orchester fand ich trefflich, doch nicht so vollkommen, wie in den Gewandhaus-Konzerten. Lortzing dirigirte. Ich hätte seiner Leitung mehr Umsicht und Energie gewünscht, dagegen weniger Zierlichkeit. Das Opernpersonal erleidet in der nächsten Zeit zu großem Mißvergnügen der Leipziger mannichfache Veränderungen. Unter Andern gehen auch die beiden Dirigenten Lortzing und Netzer, welche sich etwas hochtrabend Kapellmeister tituliren lassen, ab.

Prüfung der Zöglinge des Conservatoriums.

Manches Erfreuliche bot mir eine Prüfung der Zöglinge des Konservatoriums dar, welche während des Winters allwöchentlich in dem kleinern Saale des Gewandhauses vor eingeladenen Zuhörern stattfindet. Es wird den Zöglingen dadurch Gelegenheit gegeben, ihre Kräfte vor einem Publikum zu erproben, und es ist dies ohne Zweifel ein bedeutender Sporn zu Fleiß und zum Fortschritt. Das Konservatorium, welches vor einigen Jahren, Mendelssohn an der Spitze, in's Leben trat, findet immer größere Theilnahme und

verheißt eine schöne Blüthe für die Zukunft. Bei dem regen Kunstsinne Leipzig's und den reichen Kunstmitteln, welche dieser Ort darbietet, ist keine andere Stadt Deutschland's geeigneter, aus jungen Talenten tüchtige und vielseitig gebildete Musiker zu machen. Einen empfindlichen Stoß erlitt das Institut durch den Abgang Mendelssohn's. Es fehlte nun das Haupt, welches mit überwiegender Kraft allen Gliedern des Körpers Feuer und Leben einhauchte. Robert Schumann, welcher als Lehrer des Pianofortespiels am Konservatorium so segensreich wirkte, verließ Leipzig ebenfalls, und so entstanden zwei gefährliche Lücken. Doch, wie man hört, tritt Mendelssohn zum Winter wieder ein, und Schumann's Stelle wird durch Moscheles ersetzt werden. Von den übrigen Lehrern nenne ich nur: Moritz Hauptmann für die Theorie, F. David für das Violinspiel und C. F. Becker für die Orgel, lauter gewichtige, klangvolle Namen. — Bei der erwähnten Prüfung erregten besonders zwei junge Klaviertalente meine Aufmerksamkeit, Gockel und Goldschmidt, von denen der Eine das Mendelssohn'sche G-moll-Konzert, mit Quartettbegleitung, die auch nur von Zöglingen ausgeführt wurde, der Andere eine Thalbergsche Phantasie vortrug. Es war in Beiden noch nichts Gereiftes, aber ein tüchtiger Fond; namentlich erregte der kleine Gockel Wohlgefallen durch seine kecke Bravour, die freilich zum Heil der Sauberkeit hätte etwas gezügelt werden müssen. Zwei junge Damen, deren Namen mir entfallen sind, bezeugten durch einige Gesangsvorträge die solide Methode ihrer Lehrerinn, Frau Bünau-Grabau, einer einst hochgeachteten Konzertsängerinn in Leipzig. Die

ganze Prüfung, mit dem lebhaften, eifrigen Treiben der musikalischen Jugend gewährte ein ansprechendes Bild.

Soirée bei Hofmeister.

Ich komme noch einmal auf den Musikalienhändler Hofmeister zurück, dessen herzlicher Freundschaft ich so viele angenehme Stunden in Leipzig verdanke. Er veranstaltet jeden Monat eine musikalische Soirée in seinem prächtigen Hause zu Reudnitz, unweit der Stadt. Diese Abende sind interessant durch die ausgezeichnetsten einheimischen und fremden Künstler, welche man dort findet, und durch die Ungezwungenheit, mit der Jeder von seinem musikalischen Talent etwas zum Besten giebt. Ich lernte unter Andern auch den als trefflichen Komponisten für den vierstimmigen Männergesang bekannten Karl Zöllner kennen, welcher mit einem Theile seines Singvereins einige seiner kräftigen Lieder ausführte. Die bereits erwähnte ausgezeichnete Sängerinn Caroline Mayer wurde mir dort gleichfalls persönlich bekannt, wie auch der Musikdirektor Netzer, Komponist der Oper »Mara«. Leider verhinderte das unfreundliche Wetter das Erscheinen vieler Eingeladenen. Jeder der Produzirenden wurde von dem heitern Wirthe, oft mit scherzhaften Bemerkungen, angekündigt, worauf dann Ruhe eintrat und der musikalische Vortrag begann. Ich selbst mußte auf Hofmeister's Wunsch einige meiner Charakterstücke, aus dem zweiten Heft, spielen, welche als op. 8 in seinem Verlage nächstens im Drucke erscheinen.

Leider wurden mir die letzten Tage in Leipzig durch Krankheit verbittert, die ich mir in Folge einer Erkältung zugezogen hatte. Volle sieben Tage hielt mich des Arztes gebieterische Stimme im Zimmer fest. Es war zum Verzweifeln. Ein Konzert im Gewandhause, so wie ein anderes der Gesellschaft „Euterpe", und noch dieses und jenes Erfreuliche ging mir unwiederbringlich verloren, während die Bitterkeit meines Gemüthes durch den bittern Heiltrank Aesculap's nur neue Nahrung erhielt. Wahre Lichtblicke in dem Dunkel meiner Stimmung waren die Besuche wohlgesinnter Freunde. Hofmeister, David, Advokat Schleynitz (einer der Direktoren der Gewandhaus-Konzerte), Gade, Professor Brendel, bezeugten mir persönlich eine wohlthuende Theilnahme. Mein Reiseplan erlitt durch diese Krankheit eine wesentliche Störung. Eine Woche war verloren und somit auch die Aussicht, Braunschweig und Hannover noch zu berühren, wie ich es mir von Hause aus vorgenommen hatte. Die wenigen Tage, welche mir vor meinem versprochenen Wiedereintreffen in Berlin übrig blieben, sollten nun Dresden gewidmet sein. Vergebens suchte mich der Arzt zurückzuhalten. Ich ließ dafür Medizingläser und Krankheit zurück, setzte mich an einem milden Februartage, wohl verpackt und eingehüllt, in das bequeme Coupé, und befand mich nach wenigen Stunden in der Stadt Rom, einem ganz komfortablen Hotel der Königl. Sächsischen Residenz.

Dresden.

Reissiger. Richard Wagner. Hiller. Messe in der katholischen Hofkirche.

Ein ungünstiges Geschick wollte es, daß an dem Abende meiner Ankunft Gluck's »Iphigenie« gegeben wurde, worin die Schröder-Devrient zum letzten Male vor ihrer Urlaubsreise, die sie mehrere Wochen später auch nach Danzig führte, auftrat. Ich traf zu spät in Dresden ein, auch erheischte mein kränklicher Zustand einige Erholung und Pflege. Aber mit Bedauern versäumte ich eine Vorstellung, die mir Gelegenheit gegeben haben würde, die renommirten Sänger der Dresdener Hofbühne und die berühmte Kapelle von einer glänzenderen Seite kennen zu lernen, als es in einer andern Oper, auf die ich später kommen werde, der Fall war. Mein erster Gang des andern Tages war zu Reissiger, dem beliebten Komponisten und erstem Kapellmeister in Dresden. Eine ächte Künstlerseele, voll deutscher Biederkeit und von herzlichem Anschmiegen an Kunstverwandte. Eine Persönlichkeit, zu der man gleich Vertrauen faßt und die nichts von der kalten Höflichkeit, von der abstoßenden Vornehmheit hat, wie sie das Bewußtsein großen Rufes manchem berühmten Künstler wohl aufprägt. Nach einem herzlichen Gespräch führte mich Reissiger an das Piano, auf dessen Pulte seine neueste Arbeit, die fast beendigte Partitur eines Psalmes aufgeschlagen lag. Er war so freundlich, mir diese schöne Komposition mitzutheilen.

Ich saß an seiner Seite und verfolgte mit den Augen die Partitur. Reissiger sang und spielte. Wir geriethen Beide in Feuer; nach und nach fing auch ich an zu singen. Bei den fugirten Chören nahmen wir uns gegenseitig das Thema aus dem Munde und schwebten bald in der Höhe des Soprans, bald in der Tiefe des Basses, ohne auch dem Alt und Tenor ihren Antheil vorzuenthalten. Reissiger hat ungefähr solche Stimme, wie ich selbst. Zum mindesten fehlte unserm Zwiegesange etwas von dem Bezaubernden des Orpheus. Ich glaube, der Höllenhund Cerberus hätte seine Wuth verdoppelt, statt uns einzulassen. Der Psalm war beendigt, eine schön empfundene und tüchtig gearbeitete Komposition, ausgezeichnet durch die an Reissiger bekannte Gewandheit in der Form und durch große Singbarkeit. Wir machten nun gemeinschaftlich eine kleine Promenade in der Stadt, traten in ein Kaffeehaus und verplauderten gemüthlich die Zeit bis zum Anfange des Theaters, in welchem ich einer Vorstellung des Birch-Pfeiffer'schen Stückes »Nacht und Morgen« beiwohnte.

Der folgende Tag war ein heiterer, sonniger Sonntag. Ich lenkte meine Schritte von der Brühlschen Terrasse, die katholische Kirche und das Theater vorbei, zur Linken das italienische Dörfchen, überragt von den Thürmen des Zwingers, nach der Ostra-Allee. Eine heitere, schöne Promenade, welche meine Phantasie mit dem Zauber des herrlichsten Grün schmückte. Doch, auch der Schnee des Winters, in heller Sonnenbeleuchtung, welcher in Millionen Diamanten von den Bäumen dem fast geblendeten Auge entgegen funkelte, gewährte hier ein reizendes Bild. Mein Besuch galt

dem zweiten Kapellmeister, Richard Wagner, dem Komponisten des Cola Rienzi und des fliegenden Holländers. Die erste der genannten Opern machte vor einigen Jahren in Dresden großes Glück und verschaffte dem Komponisten die Kapellmeisterstelle, welche durch Morlacchi's Tod in derselben Zeit erledigt wurde. Wagner ist eine sehr beachtenswerthe Erscheinurg im Gebiete der dramatischen Tonkunst. Seine Musik, so viel exzentrische Verirrungen ihr auch ankleben, verräth Geist und ein hohes Streben. Doch werden die Opern, die er bis jetzt geschaffen, zu keiner allgemeinen Verbreitung gelangen. Das melodiöse Element darin tritt gegen das übermäßig angewandte Instrumentale zu sehr in den Hintergrund. Wagner häuft eine Masse von Harmonien auf einander, die das Ohr erdrücken und ein Gefühl von Klarheit selten aufkommen lassen. Er ahmt darin Meyerbeer nach, ohne dessen Melodieen-Reichthum und Klarheit in der Conception, selbst bei den verwickeltsten Kombinationen, zu besitzen. Im Uebrigen muß man an Wagner's Musik viel Schwung und eine nicht selten großartige Anlage anerkennen. Ich glaube, daß sein Talent noch im Durchbruch begriffen ist. Wenn es erst von allen trüben Schlacken gereinigt sein wird, so ist man wol berechtigt, von dem talentvollen Tonsetzer Bedeutendes zu erwarten. Ich traf Wagner bei der Instrumentirung seiner neuesten Oper: „der Tannhäuser," die nun beendigt und, wenn wenn ich nicht irre, bei der General-Intendantur in Berlin zur Aufführung eingereicht ist. Der Text dieser Oper ist, wie bei seinen früheren Werken, ebenfalls von ihm selbst. Wir führten ein interessantes Gespräch

mit einander. Er ist von dem Glauben sehr eingenommen, daß der Komponist einer Oper auch zugleich deren Dichter sein müsse; nur in diesem Falle, meinte er, könne die Verschmelzung des Gedichtes mit der Musik, was doch höchstes Ziel der Vokalkomposition, eine vollkommene sein. Er klagte über die selbst bei den größten Orchestern immer noch zu schwache Besetzung der Saiteninstrumente, namentlich der Violinen, und meinte, daß die Ueberzeugung, mit diesen, bei ihrer Unzulänglichkeit, keine gewaltigen Effecte hervorbringen zu können, die Komponisten zu der übermäßigen Anwendung der Blaseinstrumente, namentlich des Blechs, verleite. Das wollte mir nicht einleuchten. Ich habe die Geigen in den Theatern zu Berlin, Leipzig und Dresden vollkommen ausreichend gefunden und von großer Wirkung, selbst bei vollem Orchester.

Einen ehrenwerthen, tüchtigen Künstler lernte ich in Ferd. Hiller kennen, der sich namentlich in seinem Oratorium: „Die Zerstörung Jerusalems,“ welches in Berlin, Leipzig &c. mit großer Anerkennung zur Aufführung gekommen ist, als geistreicher und gründlicher Tonsetzer bewährt hat. Er hielt sich zu der Zeit in Dresden auf, mit der Komposition einer Oper: „Ein Traum in der Christnacht“ beschäftigt, welche auch bald darauf, jedoch mit geringem Erfolg, in Szene gegangen ist. Hiller veranstaltete in seinem Hause jeden Sonntag eine musikalische Matinée vor einem erwählten Kreise eingeladener Zuhörer. Es waren noch zwei Stunden bis zum Anfange derselben, und ich benutzte diese Zeit zum Besuche der katholischen Hofkirche, um daselbst die Messe anzuhören.

Die Kirchenmusik in Dresden ist berühmt, meine Erwartungen waren daher sehr hoch gespannt. Doch wurde das in meinem Herzen lebende Ideal bei weitem nicht erreicht. Eine jener modernen Messen, die mit einem Fuß in der Kirche, mit dem andern im Theater stehen, war an und für sich nicht geeignet, mich mit Andacht zu erfüllen. Die Ausführung, rechnet man eine nicht ausreichende Besetzung der Chorstimmen und die etwas vorlaute Orchesterbegleitung ab, war gut, d. h. präzis und rein; doch ging ihr die erhebende Andacht, die fromme Gluth, die höhere Weihe ab. Ich weiß nicht, wer dirigirte, es war weder Reissiger noch Wagner, und das mußte ich bedauern. Reissiger sagte mir schon vorher, daß ich an diesem Sonntage nichts Ausgezeichnetes in der Kirche hören würde. An den Solosängern habe ich auch nichts Hervorstechendes bemerkt, es müßte denn die schneidende, für mich höchst widrige Stimme des Kastraten, Signor T a r q u i n i o gewesen sein. Ich wenigstens kann nichts Erquickliches darin finden, dem Munde eines etwa 60jährigen, ziemlich beleibten Mannes, dessen graues Haupt mit einer schwarzen Kappe bedeckt ist, die höchsten Soprantöne entquellen zu hören, die durch die Länge der Zeit gänzlich abgenutzt sind und in ihrer Unnatur dem Zuhörer eine wahre Seelenpein bereiten. Signor Tarquinio, der letzte der Dresdener Kastraten, ist seit der Zeit in den Ruhestand versetzt und verzehrt in Italien seine Pension. Ich glaube nicht, daß die Musik der Hofkirche durch seinen Abgang leiden wird.

Ich eilte nun zu der H i l l e r schen Matinée, und es empfingen mich die ersten Takte des Beethovenschen

C-moll-Trio's. Hiller, ein trefflicher Pianist, spielte die Klavierstimme, der berühmte Violinist Ernst und ein tüchtiger Cellospieler, Dilettant, waren die übrigen Mitwirkenden. Die Ausführung war voll Schwung und Geist. Hiller's Gattin erfreute die Zuhörer durch die köstliche Arie aus der Iphigenia: „Laßt mich Tiefgebeugte weinen.“ Wenn ihre Stimme dem begeisterten Vortrage entsprechend wäre, könnte man Frau Hiller eine bedeutende Sängerinn nennen. Sie trat während der Zeit, als Hiller die Leipziger Konzerte dirigirte, dort einige Male auf, jedoch ohne Glück. — Ich hörte noch manches Schöne und verließ die Matinée mit aller Hochachtung vor Hiller.

Brühl'sche Terrasse.

Der herrliche Nachmittag lockte mich auf die Brühl'sche Terrasse. Der große Salon des eleganten Kaffeehauses gewährte ein buntes, belebtes Bild. Ueberall fröhliche Gesichter und schöne Kaffeetrinkerinnen, deren Neigung zum duftenden Mokka mir geringer schien, als zu lebhaftem, heiterem Geschwätz. Ich faßte an einem Tische Posto, der mir eine Uebersicht über den ganzen Raum gestattete und ergötzte mich an dem fröhlichen Treiben. Eine trefflich besetzte Orchestermusik erhöhte den Reiz dieses Aufenthaltes. Für einen Groschen Entree hörte man in reicher Auswahl und bunter Abwechselung, bald eine classische Ouverture, bald einen Straußischen Walzer. Als ich mich satt gesehen und satt gehört hatte, trat ich hinaus auf die Terrasse und ließ mein entzücktes Auge

umherschweifen, bald links auf die herrliche Elbbrücke und auf die herüberwinkenden, stattlichen Gebäude der Neustadt, bald unter mir auf die freundliche Elbe mit ihrem glänzenden Eispanzer, belebt durch Hunderte von fröhlichen Schrittschuhläufern, bald rechts auf die waldbegrenzten Höhen, die sich in die weite Ferne verloren. Wenn hier ein Wunsch in mir laut wurde, so war es der: Dresden einmal im Sommer wiederzusehen.

Theater.

Eine neue Oper wurde an demselben Abend zum ersten Male gegeben: Johanna d'Arc, Text nach Schillers Tragödie von Otto Prechtler, Musik von J. Hoven. Der Komponist ist bekanntlich der in Wien lebende geheime Staatsrath Vesque von Püttlingen, der mancherlei Gesangskompositionen und darunter einige Opern, geschrieben hat. Das Haus war sehr gefüllt, mit Mühe erhielt ich einen Platz in einer der höchst eleganten Logen des zweiten Ranges. Mit dem etwas verzögerten Erscheinen der Königl. Familie begann die Ouverture. Manches hübsche Motiv, aber kein Zusammenhang, keine künstlerische Ideen-Verbindung, dazu eine oft unbeholfene Harmonisirung und eine Instrumentation, die ohne Weiteres den Dilettanten verrieth und bei allem Aufwande an Mitteln doch keine rechte Wirkung machte. Die Oper selbst enthielt manche melodiöse Sachen und manches recht Talentvolle, überall aber vermißte man die fertige, formgewandte Hand des Musikers, die planvolle Anlage, die gerundete Ausführung in der Concep-

tion. Dabei hat das Werk keinen Styl, bald trägt es eine deutsche, bald eine italienische Physiognomie an sich, und beide Elemente stehen sich schroff gegenüber, ohne in einander zu verschmelzen. Die eine Nummer hat einen entschieden deutschen Charakter, die andere scheint eine geborne Italienerin, und solche Zusammenwürfelung ist gerade das Unerquicklichste in einer Oper. Die Dresdener Bühne scheint oft dazu bestimmt, die Versuche hochstehender Dilettanten zur Aufführung zu bringen. Erst kürzlich ging eine Oper des russischen Generals Lwoff in Szene, vor einigen Jahren ein Werk des Barons von Miltitz, und die Hoven'sche Johanna d'Arc macht das Kleeblatt der Protectionsopern vollzählig. Ich meine, die Dresdener Theater-Intendanz könnte die ihr zur Verfügung stehenden schönen Kräfte besser verwenden, statt die edle Zeit an Werke zu vergeuden, durch welche der Kunst wahrlich kein Heil erwächst. Wozu ein monatlanges Einstudiren einer Oper, von der man voraussehen kann, daß sie mit Mühe und Noth zwei, allerhöchstens drei, Vorstellungen erleben wird, und auch die nicht einmal im Einverständniß des Publikums, sondern durch den Willen des Protektors! Wie manche tüchtige Partitur jüngerer deutscher Tonsetzer ruht im Pulte, vergebens ihrer Auferstehung entgegenschmachtend, vergebens nach dem Lichte des Tages ringend, denn ihr Schöpfer ist ja mittellos, besitzt nichts als sein Talent und keine einflußreichen Connexionen, keinen hohen Protektor! Das gerade müßte höchste Aufgabe der mittelreichen Hofbühnen sein, die jungen Reiser des deutschen Kunstgartens zu pflegen, damit sie fröhlich und kräftig emporschießen und sich dereinst entwickeln zum blüthenreichen Baume. Die

wenigen Stämme des Gartens werden nach grade alt und morsch und junger Zuwachs thut wahrlich Noth.

Die Hoven'sche Oper war übrigens mit Sorgfalt in Szene gesetzt und trefflich einstudirt. Die meisten Gesangspartheien hatten zu wenig hervorstechendes, um mir von dem Werthe der Sänger eine genügende Ansicht zu geben. So hat mich z. B. Tichatscheck, der berühmteste Tenorist Deutschlands, in der Rolle Karls des Siebenten, wenig befriedigt. Ich hörte zwar einige schöne Brusttöne von ihm, das war aber auch Alles. Er sang mit einer gewissen Nonchalance, die deutlich verrieth, daß er nicht gesonnen war, die Unbedeutendheit der Parthie durch einige Anstrengung zu heben. Fräulein Wagner, ich glaube eine Nichte des Kapellmeisters R. Wagner, sang die Johanna mit desto größerer Anstrengung. In dieser jungen Dame steckt ein schöner Fond, mir schien es aber, als hätte sie ihre Stimme, die sich ursprünglich mehr zur Tiefe hinneigt, gewaltsam in die Höhe geschraubt. Die künstlerische Ausbildung ihres Gesanges läßt noch viel zu wünschen übrig, aber es ist Feuer und Leben in ihrem Vortrage. Der Bassist Dettmer (Graf Dunois) hat eine kolossale Baßstimme, aber er forcirt bisweilen und intonirt nicht immer rein. Ein vortrefflicher Sänger ist der Barytonist Mitterwurzer (Lionel). Er hatte von allen Uebrigen am meisten meinen Beifall. Ein weiches, edles Klangorgan und eine ausgezeichnete Gesangsmethode sind seine Vorzüge. Die Chöre waren stark besetzt und einer Hofbühne würdig. Der Ruhm der Kapelle, unter Reissigers Leitung, bedarf keiner Bestätigung weiter. Schade nur, daß die Orchesterparthie in der Oper nicht interessanter war.

Schluß.

Der folgende Mittag war zu meiner Abreise festgesetzt. Am Morgen besuchte mich Reissiger, um mit mir dem Violinisten Prüme einen Besuch abzustatten, dem er versprochen hatte, ein neues Violinkonzert desselben anzuhören. Die Danziger kennen Prüme und auch das traurige Schicksal, welches den Künstler vor einigen Jahren betraf. Er ist gegenwärtig von seinem beklagenswerthen Seelenzustande geheilt, doch ist ihm etwas Unstetes und Zerstreutes geblieben und eine Hinneigung zur Melancholie. Prüme's Virtuosität ist in den letzten Jahren bedeutend gereift. Sein Spiel, dem bei seinem Auftreten in Danzig noch manches Unvollkommene anklebte, gewährte mir einen schönen, reinen Genuß. Reissiger verließ mich erst kurz vor meiner Abfahrt. Manch' herzliches, liebes Wort wurde noch unter uns gewechselt. Ungern nahm ich Abschied von dem trefflichen, biedern Künstler, dessen nähere Bekanntschaft als einer der freundlichsten, lichtvollsten Punkte meiner Reise-Erinnerungen in meinem Herzen fortleben wird. Die Eisenbahn führte mich im Fluge nach Berlin. Im Kreise lieber Verwandten verlebte ich noch einige glückliche Tage. Nach einer sechswöchentlichen Abwesenheit, traf ich am 1. März wieder in Danzig ein. — Meine Reiseskizzen sind somit zu Ende. Ich bin nicht so anmaßend zu glauben, der Leser werde das Vergnügen, welches mir das Aufzeichnen derselben gewährte, mit mir theilen. Der deutsche Künstler ist auf die Tugend der Genügsamkeit angewiesen. Nur einen Schatten Deiner Gunst, geneigter Leser, und ich bin zufrieden.

Schnellpressendruck der Wedelschen Hofbuchdruckerei.